

ABC



Nachrichten

2024.2

■ **Vorwort: Kirchenkrise wohin wir sehen – ist das alles?** Seite 2

■ **Eindrücke von der Frühjahrstagung der Landessynode in Coburg** Seite 5

■ **Was aus einem Synodenantrag zum Gendern wurde** Seite 8

Thementeil

■ **Vorfahrt für Gemeinde (?)** Seite 11

■ **Die Verantwortung der Gemeinden für ihre Zukunft** Seite 16

■ **Alles muss anders werden – Risiken und Nebenwirkungen** Seite 18

■ **Mission im Zentrum der Gemeinde** Seite 22

■ **Was uns Gemeinde bedeutet** Seite 25

■ **Aktiv für verfolgte Christen** Seite 28

■ **Da blüht doch was: „projekt:k – Kirche für Freiham“ / Spielplatzstrolche der LKG Helmbrechts** Seite 30

■ **Warum Christen Israel unterstützen sollten** Seite 33

■ **Die Kirche ist kein Club von Gleichgesinnten** Seite 35

■ **Volkskirche? Ja bitte!** Seite 36

■ **Buchvorstellungen: Jäger des verlorenen Verstandes / Christen sind Fremdbürger / Antichrist, Endzeit und die Gemeinde Jesu** Seite 37

■ **Vorstellung Theokreis Leipzig** Seite 42

■ **Vorstellung Ges. zur Ausbreitung des Evangeliums** Seite 43

■ **Termine** Seite 45

■ **ABC zum „Selbstbestimmungsgesetz“** Seite 46

■ **Geistlicher Impuls / Impressum** Seite 48



Vorfahrt für Gemeinde



Liebe Leserinnen und Leser!

Kirchenkrise – wohin wir sehen. Jedenfalls in Deutschland. Jedenfalls in den Großkirchen. Jedenfalls wie es sich für uns darstellt. Hohe Kirchenaustrittszahlen, 2023 der größte Mitgliederrückgang binnen eines Jahres in den EKD-Mitgliedskirchen. Weniger Teilnehmer, jedenfalls an den meisten Orten. Weniger Haupt- und Ehrenamtliche. Wenig Nachwuchs in den kirchlichen Berufen. Weniger Geld, das zur Verfügung steht – die Kirchensteuereinnahmen sinken jetzt wirklich, während manche finanziellen Verpflichtungen (Pensionsrückstellungen) im Umfang bleiben oder gar steigen. Das bedeutet weniger Geld für die kirchliche Arbeit auf allen Ebenen: Weniger Personalstellen, weniger Budget für Gebäude und das kirchliche Leben. Wenn größere Pfarreien und Dekanate gebildet werden, sind das oft schwierige Prozesse, auch wenn aus der Not eine gewisse Einsicht wächst. Dennoch sind sie mit großem organisatorischem und kommunikativem Aufwand verbunden. Wenn es gut geht, sind es mehr oder weniger lang dauernde Trauerprozesse. Wenn es schlecht geht, gehen sie mit Ärger und Verwerfungen einher.

Wie viele Gebäude können wir erhalten?

Bei der Reduzierung der Gebäude ist es nicht anders. Auch wenn es eine Tatsache ist, dass der Gebäudebestand seit den 1950er Jahren stetig zugenommen hat, gibt keine Gemeinde leichten Herzens ihr Pfarrhaus, ihr Gemeindehaus oder gar ihre Kirche auf. Ja, auch Kirchen sollen aufgegeben werden, wenn es nach den Plänen des Landeskirchenamts geht. Denn anders geht es nicht, wenn bis 2035 insgesamt 50 Prozent aller jetzigen Gebäude abgestoßen werden sollen. Immerhin sind allein rund 30 Prozent aller Gebäude in der Landeskirche Kirchen! Für diesen weitreichenden Plan sind jedoch – das muss klar gesagt werden – nicht die mangelnden Finanzen ausschlaggebend, sondern die ehrgeizigen Klimaschutzziele, bis zum Jahr 2045 „klimaneutral“ sein zu wollen. Es wird sich zeigen, ob die Gemeinden als Eigentümer der Gebäude diesen Schritt tatsächlich mitgehen und auch ihre Kirchen verkaufen werden.

Gebäude sind wichtig, sie stehen aber nicht im Mittelpunkt

Auf der anderen Seite muss auch gesagt werden: Der Zweck der Kirche Jesu Christi besteht nicht darin, bestimmte Gebäude zu erhalten. Der Hauptauftrag des gekreuzigten und auferstandenen Herrn lautet, sein Evangelium allen Menschen zu verkündigen. Diesem Auftrag sollen auch die Gebäude dienen. Wenn sich in ihnen keine Gemeinde mehr versammelt, um dort auf Gottes Wort zu hören und Taufe und Abendmahl zu empfangen, haben sie ihren auftragsgemäßen Sinn verloren. In der Tat müssen für solche leerstehenden Gebäude einschließlich Kirchen keine landeskirchlichen Bedarfszuweisungen mehr fließen – auch nicht, um sie als Baudenkmal zu erhalten. Das heißt andererseits aber nicht, Kirchen (insbesondere historische und ortsbildprägende) sofort abzureißen oder ohne Rücksicht auf die Nachnutzung zu verkaufen.



Dunkle Wolken: Von außen betrachtet ist es um die Kirche in Deutschland nicht gut bestellt.

Schwierige Fragen. All diese Themen machen keine Freude. Eher verursachen und verbreiten sie eine depressive Stimmung. Man könnte meinen, die Lösung sei im freiwilligen Engagement und im Ehrenamt zu sehen. Fördervereine und Stiftungen könnten diejenigen sammeln, die am Erhalt der kirchlichen Gebäude am Ort interessiert sind, und nötige finanzielle Mittel erwirtschaften. Ehrenamtliche könnten, wenn man ihnen den Freiraum gibt und sie entsprechend ausbildet, ausgleichen, was die weniger werdenden Hauptamtlichen nicht mehr leisten können. Doch auch das Ehrenamt befindet sich in einer Krise. Auf der einen Seite werden Frauen gedrängt, noch stärker in die Erwerbstätigkeit zu gehen. Es gibt einen enormen Druck durch den Fachkräftemangel, und so werden politisch die entsprechenden Stellschrauben gestellt. Auf der anderen Seite steigen das Bedürfnis und der Anspruch auf individuelle Freizeitgestaltung und Unabhängigkeit in unseren westlichen, freiheitlichen Gesellschaften immer weiter. Die Auswirkungen dieser Entwicklungen auf das Ehrenamt erleben wir nicht nur, aber auch in kirchlichen Kontexten.

Zurzeit suchen wir in unseren Gemeinden Ehrenamtliche für die Kirchenvorstände. Teilweise ist das trotz aller kirchenrechtlich möglichen Reduzierungen der Zahl der Kandidatinnen und Kandidaten eine frustrierende Erfahrung, und nach meiner Beobachtung haben es große Gemeinden dabei nicht einfacher als kleine. Manchmal ist das Gegenteil der Fall: Kleine Gemeinden mit einem regen kirchlichen Leben oder einer intakten Dorfgemeinschaft finden ihre Frauen und Männer (!) für die gemeindeleitende Verantwortung eher als große Gemeinden, in denen es tendenziell anonym und unverbindlicher zugeht.

Auch wenn wir vorsichtig sein sollten, in der Zukunft zu viel vom Ehrenamt zu erwarten – es wird dennoch an Bedeutung gewinnen. Da stellt sich die Frage, was Gemeindeglieder motiviert und stärkt, sich ehrenamtlich in der Kirche zu engagieren. Und was wir in unserer Kirche dafür tun können. Die neue Kirchenvorstandswahl-Kampagne ist diesbezüglich sicher nicht wegweisend. So professionell sie auch gemacht ist – „Kandidier für Netzwerke“, „Kandidier für Mitmischen“ und „Kandidier für neue Wege“ – sie benennt leider keine Inhalte.

Eine Kampagne, die am Markenkern der Kirche Jesu vorbeigeht

Überhaupt spiegeln sowohl die Bildmotive als auch die Slogans der 18 Plakate für meinen Geschmack zu stark unsere seichte, emotionalisierte Erlebnis- und Wohlfühlgesellschaft. Das Leitbild der Kampagne geht aus meiner Sicht sogar am Markenkern der Kirche Jesu Christi vorbei und stellt sie als einen zivilreligiösen Akteur dar: „Wir als Kirche haben eine Vision von einer besseren Welt. Durch unsere Kirchengemeinden, Ehrenamtlichen und Werke gestalten wir diese Vision auf Grundlage unseres christlichen Menschenbildes und stehen für christliche Werte ein, z.B. Mitmenschlichkeit („Nächstenliebe“), Demokratie, Frieden, Freiheit, Diakonie, Klimaschutz, Bildung, weltweite Verantwortung („Ökumene“) und vieles mehr.“ Da kann ich wirklich nur den Kopf schütteln! Gewiss werden sich Menschen motivieren lassen, für Demokratie, Frieden und Freiheit einzutreten – das ist keine Frage. Aber das können sie auch gut auf anderen Wegen und in anderen Institutionen, die weniger in der Kritik stehen und sich nicht so stark im Rückbau befinden.



Unsere einzigartige Erfahrung ist doch, dass wir durch Jesus Christus über alle innerweltlichen Unterschiede von Sprache und Kultur, von Alter und Geschlecht, von Ansehen und Einfluss und alle sonstigen Differenzen hinweg in seinem „Leib“, der Kirche, zusammengebracht sind: erlöst und erneuert, als Geschwister verbunden, mit Gott befriedet und mit einer großen Hoffnung beseelt! Ist es nicht die Christuserfahrung in unserem Leben, die uns motiviert, uns in der Kirche als Haupt- und als Ehrenamtliche zu engagieren? Ist es nicht die Liebe des dreieinigen Gottes, die uns immer wieder dazu stärkt? „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt!“ Darum stellt sich aus meiner Sicht für uns als Kirche die Aufgabe, Menschen solche Christuserfahrungen zu ermöglichen. Das gilt es gezielt zu fördern. Dazu muss Geld investiert werden. Dafür müssen vielfältige Angebote geschaffen werden. Dazu müssen kluge und kreative Köpfe, traditionsliebende und avantgardistische Christusbekennende ihr Bestes geben, um dafür auf allen Ebenen unserer Kirche Räume zu eröffnen. Wir brauchen einen profilierten und konzentrierten Prozess, in dem wir uns alle noch offener und erwartungsvoller auf Jesus zu bewegen!

Jesus Christus – Mitte der Gemeinde

Ich habe es schon erlebt, wie die Kraft Gottes in Jesus Christus Menschen verändern kann. Und dann werden auf einmal auch tief eingeschliffene Grenzen von Selbstbestimmung, Individualisierung, Selbstverwirklichung und Bequemlichkeit überwunden. Ehrenamt erblüht neu – nicht durch Not oder Überredung von außen erzwungen. Deshalb haben wir für den nächsten bayerischen Christustag am 3. Oktober das Thema „Jesus Christus – Mitte der Gemeinde“ gewählt. Das soll im Kontext der Kirchenvorstandswahlen 2024 ein Zeichen setzen! Und es soll uns inmitten vieler Strukturprozesse und Strukturveränderungen unserer Kirche das Leitwort sein! Kirche hängt nicht an den Gebäuden. Kirche hängt nicht am Geld. Kirche hängt nicht an Planstellen. Dieses Wissen gibt uns die Kraft und die Hoffnung, durch die jetzigen und kommenden schmerzvollen Abbauprozesse hindurchzugehen. Aber Kirche hängt ganz und gar an Jesus Christus. An Seinem Wort. An dem, was Er uns gibt.

Nun wünsche ich Ihnen beim Lesen dieser Ausgabe der ABC-Nachrichten viel Freude und Ermutigung! Ich freue mich, wenn Sie die ABC-Nachrichten nachbestellen und in Ihrem Kirchenvorstand oder Mitarbeiterkreis weitergeben. Und ich bin dankbar, wenn Sie die Arbeit des ABC unterstützen – durch Ihre Rückmeldung, Ihre Spende oder Ihre Fürbitte.

Herzlich grüßt Sie Ihr

Till Roth
1. Vorsitzender des ABC Bayern



ABC-Nachrichten 2024.2

Zusammenleben im Pfarrhaus, Klimaschutzgesetz, Strukturfragen

Eindrücke von der Frühjahrstagung der Landessynode in Coburg

Von Dr. Martin Seibold

Bei der Öffnung der Pfarrhäuser für gleichgeschlechtliche Paare, wurde – auch als Zugeständnis an die Kritiker – im Pfarrstellenbesetzungsverfahren ein so genannter „Magnus Consensus“ eingeführt. Es sollte damit abgeklärt werden, ob Kirchenvorstände diese Öffnung für ihre Gemeinde mitgehen wollen. Die Landessynode hat nun mit großer Mehrheit beschlossen, die entsprechenden gesetzlichen Regelungen ersatzlos zu streichen. Neben formalen Argumenten für die Abschaffung stand klar das inhaltliche Argument im Vordergrund, die Regelung sei „nicht mehr zeitgemäß“ und würde in vielen Kirchenvorständen auf Unverständnis stoßen.

Sowohl der Landeskirchenrat als auch eine im Herbst eingesetzte Arbeitsgruppe zum Umgang der ELKB mit queeren Menschen hatten angeregt, die Thematik „Magnus

Consensus“ ganzheitlich im Rahmen dieser Arbeitsgruppe zu betrachten; sie soll im Frühjahr 2025 Ergebnisse vorlegen. Im Ergebnis hätte das wohl nicht viel geändert, aber es ist bezeichnend für die Stimmung in der Synode, dass selbst diese im kirchengeschichtlichen Horizont kleine Verzögerung bei den Befürwortern der Änderung keinerlei Akzeptanz fand.

Der „Magnus Consensus“ mit Blick auf das Zusammenleben von gleichgeschlechtlichen Paaren im Pfarrhaus war seit seiner Einführung ein Ausdruck dafür, dass unterschiedliche Frömmigkeitsstile in unserer Kirche nicht nur geduldet, sondern auch in den Ordnungen verankert sind. Das ist nun Geschichte – und gibt wenig Hoffnung für die weitere Entwicklung.



■ Gerade lese ich im neuesten „Synodeninfo“ auf Seite 11: „Magnus Consensus abgeschafft“. Wie bitte? Wenn es so wäre, würde eine Synode die Kirche abschaffen, was sie natürlich nicht kann. Was ist das aber für ein dilettantischer Sprachgebrauch? Der „Magnus Consensus“ ist konstitutiv für das protestantische Kirchentum wie das Lehramt des Papstes für die katholische Kirche. Mag sein, dass sich das Wort „abgeschafft“ nur auf den dienstrechtlichen Vorgang bei der Pfarrstellenbesetzung bezieht, was schlimm genug ist. Es zeigt aber die massiven theologischen Defizite in der eigenen Öffentlichkeitsarbeit der Kirche.

Martin Pflaumer
(Mitglied der Landessynode von 1990 bis 2014)

ABC-Nachrichten 2024.2

Öffnung des Pfarramtes für Quereinsteiger

Die Landessynode hat beschlossen, den Quereinstieg in das Pfarramt zu erleichtern. Unter anderem soll damit eine Antwort auf den Nachwuchsmangel gefunden werden. Im Einzelnen ist unter bestimmten Voraussetzungen künftig neben dem klassischen Theologiestudium ein Zugang möglich über

- einen Masterabschluss Theologie (Studium nach der Rahmenstudienordnung der EKD),
- den Abschluss eines berufsbegleitenden theologischen Studiengangs (Weiterentwicklung der bisherigen Ausbildung zum Pfarrverwalter an der Augustana in Neuen-dettelsau),
- den Abschluss eines Aufstiegsverfahrens von Mitarbeitern der ELKB mit theologisch-pädagogischer Ausbildung.

Erwähnenswert ist, dass neben dem Studium nach der Rahmenstudienordnung der EKD in „besonders begründeten Fällen auch Masterabschlüsse weiterer Hochschulen mit gleichgelagertem Abschlussniveau zugelassen werden“ können.

In einer Eingabe wollten drei emeritierte Professoren der Augustana Hochschule insbesondere dem Ausnahmetatbestand des Quereinstiegs mehr Gewicht verleihen. Die Landessynode sah das im Gesetzestext bereits als gegeben. Es wird interessant sein zu sehen, wie attraktiv und offen unsere Kirche tatsächlich für „echte“ Quereinsteiger und Absolventen anderer Hochschulen sein wird. ■

Thementag „Kirche klimagerecht gestalten – Hoffnung und Auftrag“

Von Edith Pfindel

Zum Start in den Thementag verwies Oberkirchenrat Stefan Blumtritt auf die Klimasynode 2009 und das 2019 beschlossene „integrierte Klimaschutzkonzept“ der Landeskirche. Bislang beteiligten sich aber nur etwa 200 der mehr als 1.500 evangelischen Kirchengemeinden am Umweltmanagement-Programm „Grüner Gockel“. Der Augsburger Klimaforscher Prof. Harald Kunstmann betonte, dass wir aber auch bei den kirchlichen Gebäuden den CO₂-Ausstoß verringern müssen. Jede Anstrengung sei es wert, um eine weitere Erderwärmung zu verhindern. Die biblische Begründung verdeutlichte er in drei Punkten: Der Mensch als Gottes Gärtner seiner Schöpfung (1. Mose 2, 15-16), Feinfühligkeit Jesu für die Geschöpfe seines Vaters (Matthäus 6, 28-29) und Schutz der Schwächsten (Matthäus 25, 39-49). Er ermutigte dazu, ein gutes Beispiel zu sein und Hoffnung zu leben.

Die Kirchen sind zweitgrößter Arbeitgeber im Freistaat Bayern. Unsere Landeskirche will nicht nur bis 2045 klimaneutral werden, sondern bereits bis zum Jahr 2035 ihre Treibhausgasemissionen um 90 Prozent reduzieren. Den entsprechenden Gesetzesentwurf, der in Coburg verabschiedet wurde, bezeichnete der Klimaforscher als „tatsächlich sehr ambitioniert“. In einem Klimaschutzfahrplan wurden u.a. Vorschläge für Maßnahmen in den Bereichen Gebäude und Mobilität, Beschaffung und Ernährung



erstellt. Das Klimaschutzgesetz tritt am 1. Juli 2024 in Kraft. Hier sind einige Eckdaten:

- **REDUKTION UM 90 PROZENT:** Bis zum Jahr 2035 müssen alle kirchlichen Einrichtungen, Gemeinden und Dekanate ihre Treibhausgas-Emissionen um 90 Prozent senken. Als Vergleichswert gilt dabei der Ausstoß, der zum Stichtag 1. Januar 2023 ermittelt wurde.
- **KLIMANEUTRAL BIS 2045:** Von 2035 bis 2045 müssen die kirchlichen Rechtsträger ihre Emissionen jedes Jahr um einen weiteren Prozentpunkt drücken. Dabei sollen ab 2036 auch Technologien zur CO₂-Kompensation zum Zuge kommen, die zu diesem Zeitpunkt ökologisch sinnvoll sind.
- **FAHRPLAN:** Um Reduktionsziele zu erreichen, flankiert ein „Klimaschutzfahrplan“ das Gesetz. Dieser Maßnahmenplan soll regelmäßig überprüft und bei Bedarf angepasst werden.
- **VERBOT FOSSILER HEIZUNGEN:** Paragraph 5 des Klimaschutzgesetzes schreibt fest, dass auf den Einbau neuer Heizungsanlagen mit fossilen Brennstoffen oder den Anschluss an Versorgungsnetze auf fossiler Grundlage „zu verzichten“ ist. Zulässig sind per Gesetz ausschließlich klimaverträgliche Technologien „nach dem jeweils aktuellen Stand der Technik“, wie derzeit Wärmepumpen, Solarthermie und Fernwärme aus erneuerbarer Energie.
- **NATURSTROM:** Elektrische Energie soll in den kirchlichen Gebäuden künftig nur noch aus erneuerbaren Quellen stammen, und zwar am besten sofort: „Bestehende Stromlieferungsverträge sind zum nächstmöglichen Zeitpunkt entsprechend umzustellen“, heißt es im Gesetz.

Neuordnung der Kirchenkreise

Die geplante Neuordnung der Landeskirche sorgt bereits jetzt für Unruhe. 2022 war beschlossen worden, die Zahl der Kirchenkreise bis 2032 von jetzt 6 auf 4 zu reduzieren. Der Landeskirchenrat sollte hierzu in enger Abstimmung mit der Landessynode einen ersten konkreten Vorschlag entwickeln. Völlig überraschend kam im Februar für die schwäbischen Synodalen die Ankündigung, dass die Stelle des Augsburger Regionalbischofs – nach dem Eintritt von Axel Piper in den Ruhestand im Oktober 2024 – schon jetzt nicht mehr ausgeschrieben wird. Stattdessen soll diese bis zur Vorlage eines Gesetzes zur Änderung der Kirchenkreise durch das Dekane-Ehepaar Schieder (Memmingen) vertreten werden. Trotz großem Respekt vor dieser Bereitschaft warnten wir schwäbischen Synodalen vor einer Schwächung unseres Kirchenkreises – da es eben noch keine Vorschläge gibt, wie die Umstrukturierung der drei Kirchenkreise im Süden konkret vorstattengehen soll. Mit einem Dringlichkeitsantrag haben wir Schwaben deshalb die vereinbarte Beteiligung der Synode eingefordert. Auch wenn die Synode dem Antrag nicht in allen Punkten entsprechen konnte, hat er doch viel bewegt. In allen Ausschüssen wurde teilweise kontrovers über die anstehende Veränderung diskutiert. So meinte ein Synodaler zur Frage, warum wir jetzt so schnell in Bewegung kommen und nicht erst 2032 die Reduktion der Kirchenkreise abgeschlossen sein soll, dass der Bus nun eben schneller fährt. Worauf einige Synodale zur Antwort gaben: Der Bus fährt zwar schneller, aber er fährt ohne Fahrplan und genaues Ziel los. ■

Was aus einem Synodenantrag zum Gendern wurde

Eine Dokumentation und ein Kommentar von Dekan Till Roth

I. Der Antrag an die Synode

Mit Unterstützung von zahlreichen Kolleginnen und Kollegen sowie ehrenamtlichen kirchlichen Mitarbeitern haben Pfarrer Thomas Schweizer (Gemünden) und ich (Till Roth) folgenden Antrag an die Frühjahrssynode eingereicht.

Die Landessynode setzt sich dafür ein, dass in den Schreiben und Dokumenten der Landeskirche und ihrer Gliederungen, Einrichtungen und Dienste auf das Gendern mit Sternchen und anderen Sonderzeichen verzichtet wird. Die Landessynode bittet den Landeskirchenrat, entsprechende Empfehlungen an die Gliederungen, Einrichtungen und Dienste zu geben.

Begründung:

1. Wir beobachten, dass sich im kircheninternen Schriftverkehr in der ELKB der Gebrauch von Gender-Zeichen (Sternchen, Doppelpunkt, Unterstrich o.ä.) zunehmend durchsetzt. Das betrifft Schreiben aus dem Landeskirchenamt ebenso wie solche aus anderen landeskirchlichen Einrichtungen. So entsteht der Eindruck, dass die Verwendung dieser Zeichen möglicherweise von der Kirchenleitung gewünscht und, ohne es explizit anzuordnen, von allen erwartet wird. Umfragen zeigen, dass die Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland die Gender-Sprache ablehnt; es bewirkt eine unnötige Polarisierung in unserer Gesellschaft.
2. Wir befürworten eine geschlechtergerechte Sprache. Dazu sind jedoch der „Gender-Stern“ bzw. andere Sonderzeichen nicht erforderlich (siehe auch die EKD-Broschüre „Sie ist unser bester Mann!“ Wirklich? Tipps für eine geschlechtergerechte Sprache, 2020). Beim Gendern geht es um mehr als Geschlechtergerechtigkeit: der Gender-Stern soll die (vermeintlich) vielfältigen Geschlechtsidentitäten berücksichtigen und zum Ausdruck bringen. Darum ist das Gendern nicht von der Gender-Theorie mit ihrem neuen Verständnis menschlicher Geschlechtlichkeit zu trennen. Aus der (umstrittenen) Darlegung des Geschlechts als einer sozialen Konstruktion gehen gemäß dieser Sichtweise nun vielfältige menschliche Geschlechtsidentitäten jenseits von männlich und weiblich hervor einschließlich der Forderung geschlechtlicher Selbstbestimmung und frei gewählter Sexualpraxis. So gibt es z.B. – als Ausdruck dieser neuen Anschauung – bei etlichen Internetplattformen die Möglichkeit, bei der Einrichtung eines Accounts aus vielen Geschlechtsbestimmungen auszuwählen. Die Kirche sollte sich aufgrund ihrer Grundlagen und Werte kritisch zu einigen Implikationen der Gendertheorie verhalten. So sehr für Christen gilt, allen Menschen mit Toleranz und Wertschätzung zu begegnen – etwa auch denen, die sich mit ihrem biologischen Geschlecht nicht identifizieren können – beinhaltet das Gendern eine Akzeptanz der Kirche fremder ideologischer Anschauungen.



II. Ablehnung der Synode

Die Landessynode lehnte den Antrag mit großer Mehrheit ab und folgte dabei einer fünfseitigen Stellungnahme des Landeskirchenrats. Hier einige Auszüge aus der Stellungnahme:

„Zur Umsetzung des Grundsatzes der in Art. 11 Kirchenverfassung festgehaltenen Gleichstellung von Männern und Frauen benötigt es besondere Bestimmungen. Das bezieht sich auch auf den Sprachgebrauch unseres kirchlichen Alltags. Der Landeskirchenrat verweist hierzu auf die bestehenden Beschlüsse von 1991 und 1998, in denen landeskirchliche Organe gebeten werden, auf eine gerechte Sprache in Amts- und Rechtssprache zu achten. Diese Beschlüsse empfehlen explizit alternative Formulierungen und Neutralisierungen. Die Verwendung von Sonderzeichen im Wortinnern wird in diesen Beschlüssen weder befürwortet noch abgelehnt. In Fällen, in denen Neutralisierungen nicht möglich sind, bieten Asterisk (Genderstern) oder Gender-Gap eine zulässige und gut verständliche Alternative. Nur eine Sprache mit einem inklusiven Charakter kann zu einer gemeinsamen Rede von Gott führen. Wir sehen uns daher zu einer sprachlichen Gleichbehandlung – nicht nur von Männern und Frauen – sondern von allen Menschen verpflichtet.“

Es folgen Ausführungen zu wissenschaftlichen Untersuchungen der Verwendung von Sprache und ihrer Wirkung, zur Barrierefreiheit von Sprache, etwa im Blick auf Blinde und Sehbehinderte, zur Bedeutung der Entscheidung der Bayerischen Staatsregierung zum Gendern, zu einer geschlechtergerechten Amtssprache sowie zur Entscheidung des Rates für deutsche Rechtschreibung. An den Schluss seiner Stellungnahme stellt der Landeskirchenrat Empfehlungen des Referats für Chancengerechtigkeit der ELKB:

„Bei der Verwendung gerechter Sprache geht es vor allem um das Sichtbarmachen von benachteiligten Personengruppen. Das generische Maskulin kann dies nicht leisten. [...] Der Genderstern berücksichtigt ausdrücklich Menschen aller Geschlechter. Ein verordnetes Verbot dieser Möglichkeit ist diskriminierend. In der Argumentation von der Nutzung des Asterisk auf Niedergang einer Sexualmoral zu verweisen ist queerfeindlich und stigmatisiert die Lebensrealität von Menschen als ungleichwertig. Es ist Aufgabe unserer Kirche sich entschieden gegen solche Argumentation zu stellen. Die Lesart identitätspolitischer Strömungen auf den Genderstern platziert antifeministische Positionen und menschenfeindliche Narrative. Das zentrale Anliegen des Genderns wird verzerrt und eine Scheindebatte geführt. Vielfalt ist Teil der Schöpfung – so wunderbar und so reich.“

III. Kommentar

Die Stellungnahme des Landeskirchenrats bzw. des Referats für Chancengerechtigkeit finde ich gelinde gesagt enttäuschend. Im Grunde stellt sie eine Verweigerung der Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden theologischen Fragen der Gender-Theorie dar. Stattdessen bleibt sie ganz auf der Ebene sprachwissenschaftlicher und gesellschaftlicher Überlegungen. Allein in dem Satz „Vielfalt ist Teil der Schöpfung“ scheint kurz eine theologische Kategorie auf, ohne in irgendeiner Weise vertieft zu werden. Wie sich die eindeutig binär gefasste jüdisch-christliche Urkunde von der Erschaffung des Menschen (Genesis 1,27) zur Gender-Theorie, die von non-binären Geschlechtsidentitäten neben „männlich“ und „weiblich“ ausgeht, verhält, wird gar nicht als Problem erkannt. Stattdessen wird in aller Selbstverständlichkeit von „Menschen aller Geschlechter“ gesprochen. Das finde ich erschreckend.

Dass der Landeskirchenrat bzw. das Referat für Chancengerechtigkeit genauso wie der Evangelische Pressedienst in seiner Berichterstattung (sogar in der Überschrift!) von einem „Gender-Verbot“ spricht, ärgert mich weniger. Obwohl man zurückfragen muss, ob der Text unserer Eingabe nicht richtig gelesen wurde oder ob absichtlich

in dieser Weise zugespitzt und polarisiert wurde. Zumal aus unserem Antrag eindeutig hervorgeht, dass wir eine geschlechtergerechte Sprache befürworten. Dabei beziehen wir uns positiv auf die EKD-Broschüre „Tipps für eine geschlechtergerechte Sprache“. Was soll dann der doppelte Hinweis, dass das generische Maskulin nicht ausreicht? Das ist irreführend, weil dies von uns nicht behauptet wurde. Was der Satz „Die Lesart identitätspolitischer Strömungen auf den Genderstern platziert antifeministische Positionen und menschenfeindliche Narrative“ im Zusammenhang mit unserem Antrag zu bedeuten hat, verstehe ich nicht. Ich kann es eigentlich nur als unverschämte Provokation begreifen. Aber wahrscheinlich ist dies konsequent, wenn man mehr Gesellschaftspolitik als Theologie treibt.

Und ebenso konsequenterweise muss man uns dann wohl mit dem Vorwurf bzw. der Warnung der Diskriminierung und der Queerfeindlichkeit überziehen. Denn die „Lebensrealität der Menschen“ wird offensichtlich selbst zur Norm und nicht mehr im Licht des Wortes Gottes beurteilt. Ich hoffe sehr, dass wir hier als Kirche noch einmal in einen Prozess des theologischen Nachdenkens gehen!

Vorfahrt für Gemeinde (?)

Von Swen Schönheit

Da können selbst die friedlichsten Zeitgenossen ausrasten: wenn Mann oder Frau einem die Vorfahrt nimmt. Geschnitten oder übervorteilt zu werden ist niemals schön! Derzeit geht es wohl vielen Kirchengemeinden so: Sie sind überfordert mit den Strukturreformen, reagieren nervös auf Sparvorgaben und Strukturpläne, und manche Gemeinde fühlt sich übervorteilt durch die Zusammenlegung mit anderen. So scheint die Identität der Gemeinde vor Ort gefährdet. Haben Synoden, Landeskirchenämter und Sparpläne eine „eingebaute Vorfahrt“? Gibt es ein natürliches Recht darauf, dass „die Kirche im Dorf“ bleibt?

In einer Zeit, da die Organisation Kirche einen historischen Rückbau erlebt, sollten wir viel grundsätzlicher fragen: Hat die Ortsgemeinde eine biblische Verheißung – und lässt sich diese auf die über Jahrhunderte gewachsene Gestalt von „Kirche“ übertragen?

Ekklesia ist immer lokal und regional

„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matthäus 18,20).

Jesus hat erstaunlich wenig über „Kirche“ gelehrt. Er hat sie uns mit seinen Jüngern vorgelebt, uns allerdings keinen „Bauplan



für Gemeindegemeinschaft“ hinterlassen. Klar bezeugt ist jedoch im Neuen Testament eine Mehrdimensionalität von „Kirche“: Die Jesus-Jünger trafen sich sowohl in großen Versammlungen, quasi im Plenum, als auch in ihren

Häusern, also privat (Apostelgeschichte 2,46-47; 5,42; 20,20). Dabei wird jeweils dasselbe griechische Wort gebraucht: Ekklesia, je nach konfessioneller Präferenz als Gemeinde oder Kirche übersetzt, das sind wörtlich die „Herausgerufenen“. Sie stehen in der Tradition der *Versammlung* Israels im Alten Bund. „Kirche“ ist also primär weniger Organisation als vielmehr „Volk“ Gottes (vgl. Psalm 22,23.26; 95,7; 100,3).

- Im Neuen Testament begegnet uns *Ekklesia*
- A. als universale bzw. globale „Gemeinde“ bzw. „Kirche Gottes“ (1. Korinther 12,28; 15,9)
 - B. als lokale Versammlung in einer Stadt oder Region (1. Korinther 1,2; 4,17; 7,17; 11,16)
 - C. als Versammlung in privaten Häusern (1. Korinther 16,15.19).

Kirche ist primär weniger Organisation als vielmehr Volk Gottes.

Dabei gibt es keinen Qualitätsunterschied: auf allen Ebenen ist Ekklesia vollwertige *Gemeinde bzw. Kirche*. Gerade die dritte Dimension – Martin Luther sprach (in seiner Vorrede zur Deutschen Messe) von einer

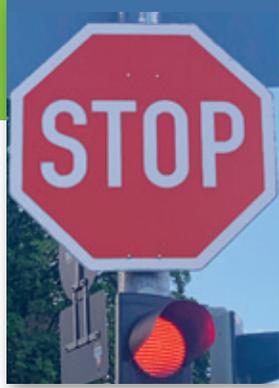
„dritten Weise“ des Gottesdienstes „irgendwo in einem Haus“ – müssen wir in unseren verfassten Kirchen dringend neu beleben. Die Kirche der Zukunft wird weniger aus „Versammlungen“ bestehen („gut besuchte Gottesdienste“), sie wird vielmehr eine Bewegung von geistlich bewegten Menschen sein!

Kirche in einer historischen Krise

Nach über 1000 Jahren Geschichte des Christentums in unserem Land stecken die verfassten Kirchen in der Krise. Dabei erleben wir eine paradoxe Situation: Wir haben ein „zu wenig“ an Kirche und zugleich ein „zu viel“. Zu wenig von der spürbaren Präsenz des Reiches Gottes, zu wenig kraftvolle Kirche als „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ (Mt 5,13-16). Aus missionarischer Perspektive gleicht die verfasste Kirche einem schlafenden Riesen: Das enorme Potenzial mit ihrem „Standortvorteil“ in der Parochie bleibt ungenutzt. Kirche gehört irgendwie dazu, sie steht markant im Dorf oder im Stadtkern, aber wir erfüllen unseren Auftrag kaum noch! So beklagt der jüdische Historiker und Publizist Michael Wolffsohn: „Die Kirche macht sich selbst überflüssig“, weil sie auf ihr „Alleinstellungsmerkmal Gottesbotschaft“ verzichtet!

Wir haben zugleich ein „zu wenig“ und ein „zu viel“.

Zugleich haben wir in unserem Land ein „zu viel“ an Kirche: Der hohe Immobilienbestand (vier von fünf Sakralbauten stehen unter Denkmalschutz), aufwendige Verwaltungsstrukturen und gut bezahlte Personal-



Viele Gemeinden fühlen sich ausgebremst durch immer mehr Vorgaben und Strukturprozesse.

stellen – all das ist auf Dauer nicht mehr finanzierbar. Wie lange hat „Kirche“ als Kulturgut in unserem Land noch Bestand? Vor allem Pfarrer und Pfarrerinnen stehen vor einem Dilemma: Als religiöser Dienstleister ist „Kirche“ immer noch gefragt, wenn es die Lebenssituation erfordert (Kasualien). Dann müssen wir Qualität liefern, sonst ist die Enttäuschung groß. Doch über der Routine des Gemeindealltags fällt Gemeindeaufbau im Sinne des Neuen Testaments praktisch aus: mangels Zeit und Kapazität, vielleicht auch, weil der Mut fehlt, einmal zurückzutreten und nach der größeren Vision zu fragen. Wie lange werden die Hauptamtlichen diesen Spagat nach aushalten?

Gemeinden stehen sich selbst im Weg

Während rund 40 Jahren im kirchlichen Dienst habe ich beides erlebt: lebendige Gemeinde, die eine erstaunliche Dynamik entwickelt, die Menschen über Parochie-Grenzen hinweg anzieht und organisch wie „von selbst“ wächst (vgl. Markus 4,28). Aber auch dies: Gemeinden drehen sich um sich selbst, verbrauchen unendlich viel Zeit und Kraft mit Bau und Finanzen, Personal und Strukturfragen und verlieren darüber ihre geistliche Mitte. „Kirche ist die Gegenwart



Geht es um Vorfahrt – oder um Verheißung?

Gottes in der Welt,“ schrieb Dietrich Bonhoeffer 1932. Ist Gottes heilige Gegenwart in unseren Reihen für uns noch höchste Priorität?

Nach meiner Einschätzung ist eine biblische Sicht von „Gemeinde“ den meisten unserer Gemeindeglieder fremd. Doch gerade hier liegt der Ansatz zur Erneuerung, trotz oder gerade wegen des hohen Veränderungsdrucks. Wir müssen lernen, „Kirche“ neu zu denken, sie geradezu neu durchbuchstabieren, obwohl wir sie scheinbar selbstverständlich „haben“.

Kirche neu denken, indem wir das Geheimnis der Ekklesia wieder entdecken.

Ansonsten füttern wir unsere Gemeinden mit immer neuen Programmen, wir vergrößern die Bildschirme („Werbung für die Kirche“), während das Betriebssystem lahmt, um es einmal mit einem Computer zu vergleichen. Nehmen wir uns in unseren Gemeinden ausreichend Zeit, um die Heilige Schrift zu studieren und das „Geheimnis“ der Ekklesia wiederzuentdecken! (Besonders im Epheserbrief finden wir dazu einen Reichtum an Bildern: Ekklesia ist der „Leib“

des Auferstandenen, Gottes „heiliger Tempel“, eine Braut für Christus und zugleich Armee im geistlichen Kampf. Paulus spricht im Blick auf diese verborgene Realität von einem „Geheimnis“ (mysterion), dass Gott ihm offenbart hat!)

Gottes leidenschaftlicher Ruf zur Umkehr

Die fundamentale Krise der verfassten Kirche ist von Gott her ein Ruf zur Umkehr. „Kehrt zurück zu mir mit eurem ganzen Herzen“ (Joel 2,12-13). Die Reformation begann mit einem Ruf zur „Umkehr“ (Luthers 95 Thesen, 1517). Wenn wir die Krise als Chance begreifen wollen, müssen wir zuerst die Genetik des Neuen Testaments zurückgewinnen.

Aber auch in der Geschichte von Reformation, Pietismus, Erweckungsbewegung und innerer Mission liegen entscheidende Muster für eine krisenfeste und zukunftsfähige Kirche (vgl. Jeremia 6,16). Luthers Idee, dass die ernsthaften Christen „irgendwo in einem Haus“ lebendige Gemeinde leben, wurde leider erst mit 150 Jahren Verspätung durch den Pietismus umgesetzt (Jacob Philipp Spener 1675). Aber auch die revolutionäre Sicht des Reformators, dass wir „allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht“ wurden, blieb leider in der Theorie stecken: Leitung durch Laien ist bis heute nur in wenigen Kirchengemeinden wirklich eingeübt. Stattdessen zementieren wir weiterhin das Pfarramt, überhäufen es mit immer mehr Anforderungen und führen die Gemeinden damit in die Sackgasse.

Wir brauchen Bevollmächtigung statt Betreuung.

In meiner Landeskirche formulierte Wolfgang Bittner bereits vor 20 Jahren zugespitzt: „Was in der Kirche nicht durch die Gemeindeglieder geschieht, das geschieht in Wirklichkeit nicht!“ Hier ist dringend ein Umsteuern gefragt: weg vom Grundmuster der „Betreuung“ mit entsprechender Erwartungshaltung hin zur „Bevollmächtigung“ und Mündigkeit unserer Gemeindeglieder! Mit der Ausbildung seiner Jünger hat uns Jesus eine zeitlos gültige Spur hinterlassen, der wir folgen sollten.

Eine hoffnungsvolle Vision für die Kirche der Zukunft?

Im November 2020 verabschiedete die EKD-Synode „Zwölf Leitsätze zur Zukunft einer aufgeschlossenen Kirche“ unter dem Titel: „Hinaus ins Weite – Kirche auf gutem Grund“. Die Einleitung nimmt Bezug auf „das biblische Bild des Leibes Christi“ und betont, dass Kirche als „Salz und Licht“ in der Öffentlichkeit „präsent, spürbar, wahrnehmbar bleiben“ soll. Der Anspruch ist hoch, besonders in „einer säkularer werdenden Gesellschaft“.

Doch wie gelingt dies auf Gemeindeebene? Im 7. Leitsatz zur „Kirchenentwicklung“ wird beschrieben: „Gemeinden werden bunter und vielfältiger“ und es wird neue Ausdruckformen von Kirche geben, die nicht mehr an den Wohnort gebunden sind. Die Ortsgemeinde soll „eine geistliche Heimat bilden“, wird sich jedoch zunehmend „als Teil eines regionalen, ortsübergreifenden Netzwerks verstehen“.

Die Zwölf Leitsätze können eigentlich nur nachvollziehen, was sich bereits überall

entwickelt und strukturell unaufhaltsam ist – nicht zuletzt aufgrund von neuen Gemeindegründungen und ökumenischen sowie interkulturellen Netzwerken. Doch wo liegt die Quelle zur geistlichen Erneuerung einer Gemeinde vor Ort? Diese Frage bleibt offen.

Nimmt man die 6. Untersuchung der EKD zur Kirchenmitgliedschaft („Wie hältst du’s mit der Kirche?“, 2023) hinzu, überwiegen doch die resignativen Töne: „Die Nachfrage nach Religion ist gering“ in unserer Gesellschaft, und als „Hauptmotiv für kirchliches Engagement“ nennen die meisten Befragten: „Gemeinschaft erleben und für andere da sein“. Die Studie wirkt wie eine Anpassung an den Markt: „Am meisten gefragt“ seien schließlich „die Aktivitäten der Kirche im Bereich sozialen und solidarischen Handelns“. Hier sehen die Autoren der Studie die Kirchen noch als relevante Player in unserer Gesellschaft, wenn auch mit dem „Ziel, das Evangelium unter den Menschen in Bewegung zu halten“. Die entscheidende Frage, wo Gemeinden ihr geistliches Kraftzentrum haben, bleibt damit auch hier offen.

Umbruch und Umbau vor Ort gestalten!

Es wird Zeit, dass Gemeinden sich „auf die Hinterfüße stellen“ und ihre Zukunft selbst in die Hand nehmen. Strukturanpassungen und Personalabbau werden sich sicherlich nicht aufhalten lassen. Wer hier rückwärts-gewandt am Bestehenden festhält, wird sich verbiestern und kreative Lösungen verpassen. Das Gerüst der Landeskirchen wird noch über einige Jahre halten, aber es bietet geistlich kein sicheres Dach mehr. Vorfahrt für die Gemeinde vor Ort? Vielleicht geht es weniger um „Vorfahrt“ als vielmehr um eine



Verheißung, die Jesus dem Petrus und allen seinen Jüngern mit auf den Weg gab: „Auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Tore des Totenreichs werden sie nicht überwältigen“ (Matthäus 16,18). Dies gilt zeitlos und trotz aller Umbrüche.

**Statt an Bestehendem festhalten:
Festhalten an den Verheißungen Gottes.**

„Macht euch neues Land urbar! Und es ist an der Zeit, den HERRN zu suchen“ (Hosea 10, 12). Umbrüche schaffen Raum für neue Fruchtbarkeit. Wir müssen sicherlich Abschied nehmen vom gewohnten Bild der „Kirche im Dorf“, zumal der ländliche Raum und unsere ganze Gesellschaft sich ohnehin strukturell verändert. Doch der Herr der Kirche bleibt derselbe. Und er baut Seine Gemeinde vor Ort, „zuhause“ und „in der Kirche“. Hier entscheidet sich die Zukunft! Er baut mit denen, die in der Kraft seines Geistes unterwegs sind.

Bereits 1970, lange vor seiner Wahl zum

Papst, äußerte sich Joseph Kardinal Ratzinger geradezu prophetisch zur Zukunft der Kirche: „Aus der Krise von heute wird auch dieses Mal eine Kirche von morgen hervorgehen, die viel verloren hat. Sie wird klein werden, weiterhin ganz von vorne anfangen müssen. Sie wird viele der Bauten nicht mehr füllen können, die in der Hochkonjunktur geschaffen wurden. Sie wird mit der Zahl der Anhänger viele ihrer Privilegien in der Gesellschaft verlieren. Sie wird sich sehr viel stärker gegenüber bisher als Freiwilligkeitsgemeinschaft darstellen, die nur durch Entscheidung zugänglich wird. Sie wird als kleine Gemeinschaft sehr viel stärker die Initiative ihre eigenen Glieder beanspruchen.“ (Joseph Ratzinger, Glaube und Zukunft, München, 1970, S. 122)

Vielleicht hat Kirche hierzulande ihre beste Zeit noch vor sich. ■

Sven Schönheit ist Pfarrer in Berlin-Reinickendorf (ab Juni 2024 im Ruhestand) und erster Vorsitzender der GGE-Deutschland (www.gge-deutschland.de)

Die Verantwortung der Gemeinde für ihre Zukunft

Von Dr. Wolfgang Becker

Die evangelische Kirche steckt in der Krise, oder besser: in vielen Krisen. Die Glaubenskrise ist m.E. die Schlimmste. Bis in die Mitte der Kirche hinein werden zentrale Inhalte des christlichen Glaubens nicht mehr geglaubt. „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ... das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“ (Barmen I), verschwindet im Nebel diffuser Spiritualitäten. Daneben erregen Missbrauchsskandale große öffentliche Aufmerksamkeit und führen zur Glaubwürdigkeitskrise (auch) der evangelischen Kirche.

Hier soll es um die Strukturkrise gehen. Der enorme Rückgang der Kirchenmitgliederszahlen führt zu massiven Finanzierungsproblemen. Parallel dazu gibt es immer weniger Pfarrer und andere theologisch qualifizierte Mitarbeiter. Die üblichen Lösungswege sehen nach meiner Wahrnehmung so aus: Kirchengemeinden fusionieren zu immer größeren Einheiten, die mittlere kirchliche Ebene (in Bayern: die Dekanatsbezirke) übernimmt Aufgaben der Gemeinden. Pfarrstellen und Pfarrhäuser werden abgebaut, multiprofessionelle Teams versorgen die größer gewordenen Einheiten, um mit weniger Personal ein flächendeckendes Angebot machen zu können (Stichwort: Regionalisierung). Das alles mag man bedauern, aber die Klage hilft wenig, wenn nicht tragfähige Alternativen

aufgezeigt werden können. Denn auch missionarische Gemeinden verlieren in etwa gleichem Maße Kirchenmitglieder - und damit finanzielle Ressourcen und missionarische Reichweite. Auch die theologischen Ausbildungsstätten des Pietismus haben – soweit ich es überblicken kann – zu wenig Studenten, die sich für einen hauptamtlichen Theologenberuf qualifizieren wollen.

Insofern kommen wir alle im Raum der evangelischen Kirche nicht darum herum, uns über die „Kirche nach der (Volks-)Kirche“ zu verständigen. Das ist zunächst eine geistliche Aufgabe, in der wir uns Gottes Wort in Gesetz und Evangelium sagen lassen, uns von eigenen Irrwegen trennen und lernen, liebgewordene Traditionen loszulassen, wenn wir keine Ressourcen mehr für sie haben oder sie nicht mehr dem Auftrag Jesu dienen. Meine wenigen Impulse an dieser Stelle bieten sicher keine Pauschallösung für alle Fälle. Viele Ideen sind auch im PuK-Prozess der bayerischen Landeskirche und in missionarischen Initiativen entwickelt worden. Aber ich sehe zwei zentrale Herausforderungen:

Zum einen braucht die Gemeinde als Leib Christi eine reale, verlässliche, dauerhafte und gut erreichbare Gestalt. Sie lässt sich m.E. am leichtesten als Ortsgemeinde realisieren und nur schwer an entfernte Orte delegieren oder gar in Lebensabschnittsgemeinden organisieren. Für das Mitleiden und Mitfreuen (1. Korinther 14,26) und das Mitaufgebautwerden der Glieder am Leib

Christi (Epheser 4,16) sind stabile Beziehungen unerlässlich.



Zum anderen genügt es nicht, nur von „Profilgemeinden“ zu reden, die sich in einer Region nicht als Konkurrenz, sondern als Ergänzung verstehen sollen. Solange es nur um verschiedene Schwerpunkte im Gemeindeaufbau geht (hier: klassische Kirchenmusik, dort: Obdachlosenarbeit im sozialen Brennpunkt) kann ich die Überzeugung teilen. Aber leider ist nach meiner Wahrnehmung nur schwer ein Grundkonsens im Verständnis der Heiligen Schrift, dem Wort Gottes als dem Samen des Glaubens und dem Fundament der Gemeinde in unserer Kirche zu erreichen. Dann aber könnten Fusionen und ähnliche Regionalisierungsprozesse zu einer Relativierung, wenn nicht Eliminierung biblisch-reformatorischen Gemeindebaus führen.

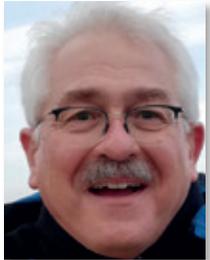
Wie lässt sich dem begegnen? Eine fatale Fehlentwicklung liegt m.E. darin, dass viele lange Zeit meinten: „Hauptsache wir haben einen ‚guten‘ Pfarrer.“ Das ist sicher hilfreich, aber in Zeiten des Pfarrermangels und der Regionalisierung ist das zu wenig. Es braucht meines Erachtens a) lebendige Keimzellen des Evangeliums, die b) so stabil organisiert sind, dass sie in einem Regionalisierungsprozess nicht untergehen und c) mithelfen, dass auch in einer neuen Gemeindestruktur das Wort Gottes, wie es uns in der Heiligen Schrift überliefert ist,

seinen festen Platz behält. Das aber geht nicht ohne geistlich mündige Gemeindeglieder. Darum wird es in den nächsten Jahren darauf ankommen, nicht nur Haushaltspläne und Gebäudestrukturen anzupassen, sondern vor allem Gemeindeglieder fit zu machen. Der theologischen Schulung von ehrenamtlichen Mitarbeitern wird dabei eine wichtige Rolle zufallen. Gute Angebote gibt es. Aber es lassen sich auch Strukturen aufbauen, die auch nach dem Ende einer Pfarchie vor Ort weiter ein Kristallisationspunkt für einen biblisch gegründeten, missionarischen Gemeindeaufbau sein können. Schon vor Jahren wurde auf die Chancen von „Gemeindeaufbauvereinen“ hingewiesen. Mit solchen Strukturen wird eine mündige Gemeinde sichtbar und zum institutionellen Gesprächspartner im Transformationsprozess der Landeskirche. Hier werden „Identitätsräume und nachvollziehbare Kommunikation und Verbundenheit“ ermöglicht, die für die Zukunft der Gemeinde Jesu (auch soziologisch) notwendig sind.

Unsere Kirche wird strukturell nicht so bleiben wie sie ist. Darum genügt es nicht, über die Krise zu klagen. Wir müssen etwas tun. Und wir können etwas tun. Etwas Verheißungsvolles: Gemeinde Jesu vor Ort zukunftsfähig gestalten. ■

Pfarrer Dr. Wolfgang Becker ist seit 2017 Rektor und Vorstand der Stiftung Hensoltshöhe. Zuvor war er Pfarrer in Nümbrecht und Mitglied der rheinischen Landessynode.

„Alles muss anders werden“ Über den geforderten Umbau der Kirche und seine möglichen Nebenwirkungen



Von Klaus Raschzok

Unsere Kirche befinde sich in Folge der Covid-19-Pandemie, der Austrittszahlen, des Bevölkerungsrückgangs, der Beunruhigung durch den Krieg Russlands mit der

Ukraine wie der angespannten Lage im Nahen Osten, der zurückgehenden Zahl der Theologiestudierenden, welche die in den Ruhestand tretenden Pfarrerinnen und Pfarrer nicht mehr ersetzen können, des Rückgangs der Kirchensteuereinnahmen und der nur noch marginalen öffentlichen Relevanz in einer noch nie dagewesenen Umbruchzeit. Diese mache einen vollständigen Umbau der Kirche erforderlich. So ist an vielen Stellen gegenwärtig zu hören.

Der propagierte Umbau übt auf die Mitglieder kirchenleitender Gremien – vom Kirchenvorstand über den Dekanatsausschuss bis hin zur Landessynode – erheblichen Druck aus. Sie haben angesichts sich rasant verändernder Rahmenbedingungen Entscheidungen zu treffen: über die Zusammenlegung von Kirchengemeinden, Dekanatsbezirken und Kirchenkreisen, finanzielle Einsparungen, die Schaffung neuer und scheinbar verlässlicherer Gottesdienstformate, den geplanten Verkauf kirchlicher Gebäude sowie über veränderte Arbeits- und Leitungsstrukturen kirchlicher Einrichtungen. Gerade vor der Kirchen-

vorstandswahl im Oktober fordern diese Entscheidungen enorme Kräfte.

Bereits Heinrich Bedford-Strohm hatte als scheidender Landesbischof in seinem letzten Bericht bei der Tagung der Landessynode am 28. März 2023 in München eingeschärft: „Wir erleben derzeit einen intensiven, in vieler Hinsicht schmerzlichen, aber zugleich auch mit vielen Chancen verbundenen grundlegenden Umbauprozess unserer Institution Kirche. Ich wage die Aussage, dass wir uns gegenwärtig in einem der größten Transformationsprozesse befinden, die unsere Kirche je durchlebt hat ... Die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten sieben Jahrzehnte ... sind so grundlegend, dass auch eine Kirche, die wirklich im Kontakt sein will mit den Menschen und ihren Fragen, sich grundlegend verändern muss.“ Annekathrin Preidel, die Präsidentin der Landessynode, präzisiert ein Jahr später am 22. April 2024 in der Eröffnungsansprache der Coburger Synodaltagung die erforderlichen Veränderungen: Wir werden Systeme verlassen müssen, „die lange Zeit segensreich waren, die uns ans Herz gewachsen und uns lieb geworden sind. Wir verlassen Systeme, die unserer Organisation größtmögliche Stabilität verliehen haben. Wir wollen das umsetzen, was an der Zeit ist, nämlich eine Kirche zu werden die beweglich ist und die versucht, sich in kürzester Zeit dauerhaft in dynamischen und volatilen Kontexten zu den Menschen zu bewegen

und sich kontinuierlich zu verändern. Wir suchen nach einem Anderswo und einem Anderswie von Kirche, nach neuen Formen und neuen Orten, nach Segensorten, an denen spürbar ist, dass sich Gott uns ganz zuwendet.“

Ähnlich hatte schon der Liedermacher Addi Manseicher in seinem Lied zum Deutschen Evangelischen Kirchentag 2023 in Nürnberg betont, dass jetzt die Zeit gekommen sei, „um zu Grabe zu tragen, was längst nicht mehr“ tragen würde: „Die Welt im Hier und Heute trägt ein anderes Gesicht / als jenes, das sie gestern trug – und das von morgen kenn'n wir nicht. / Was neulich noch als Antwort auf die großen Fragen galt, / ist heute schon vergessen, von der Geschichte übermalt. / Doch wir klammern uns ans Alte, das uns Sicherheit verspricht, / dass die schon längst verschwunden ist, bemerken manche nicht. / Dabei ahnen wir: Die Zukunft will ganz neu entworfen sein, / also nehmen wir's in Angriff – und zwar gemeinsam, nicht allein!“

Die Notwendigkeit, aufmerksam und kreativ nach erforderlichen neuen Formen kirchlichen Arbeitens zu suchen, ist im Grunde etwas Selbstverständliches. Die Radikalität des gegenwärtigen Umbauprozesses erweckt jedoch den Eindruck, die bisherige kirchliche Arbeit der letzten Jahrzehnte hätte dies unterlassen und nun sei endlich der Zeitpunkt zum Handeln gekommen. Endlich darf alles in Frage gestellt werden, worüber bisher nicht nachgedacht werden durfte: die volkskirchlichen Strukturen, die traditionskontinuierlichen Formen des Gottesdienstes, das Verhältnis von Aufwand und Ertrag der Gottesdienst- und

Predigtvorbereitung, die gewachsenen Sicherheiten. Endlich darf die Kirche nahe bei den Menschen sein. Endlich darf der Ballast, der diesem Ziel im Wege steht, abgeworfen werden. Der notwendige Umbau der Kirche wird zur Chance, sich von anscheinend nicht mehr tragfähigen kirchlichen Formen und Formaten zu trennen. Die Verantwortung gegenüber der Mehrheit der Kirchensteuerzahler, die durch ihren Beitrag den Umbau der Kirche erst einmal ermöglichen, spielt dabei keine Rolle. Und schließlich fehlt in den aktuellen Aufrufen zum Umbau der Kirche auch eine Antwort auf die Frage, weshalb sich Kirche eigentlich verändern muss und nicht das Kontinuum in allen gesellschaftlichen Umbrüchen bilden darf.

Eine gefährliche Nebenwirkung des „Alles muss anders werden“ sehe ich in der – sicherlich unbeabsichtigten - Abtrennung von den eigenen geistlichen Quellen. Traurig macht mich, dass keine Rolle spielt, wie die biblischen Texte und das Kirchenjahr wieder deutlicher wahrgenommen werden können, die das Herzstück lutherischer Spiritualität bilden. Dass keine Rücksicht auf die unterschiedlichen Frömmigkeits- und Mitgliedschaftsformen genommen wird. Dass zu wenig darauf geachtet wird, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ihre Arbeit gut, gerne und wohlbehalten tun können und dabei ausreichend Zeit und Gelegenheit zur Präsenz vor der geöffneten Heiligen Schrift und für das Gebet erhalten.

Meine Sorge ist, dass beim Erklären, Vermitteln und Verständlich-Machen des Glaubens in immer neuen Formen der „Kipp-Punkt“ erreicht werden könnte, vor dem der belgische katholische Theologe Lieven Boeve

warn: Dass der Rückbezug auf die biblisch-geistliche Tradition nicht nur allmählich brüchig, sondern völlig unterbrochen wird, und die bisher tragfähigen biblischen Bilder und Vorstellungen entgleiten, weil sie nicht mehr aus sich heraus ihre Prägekraft entfalten dürfen und wir sie zerredet haben. Wenn das Kirchenjahr bis zur Unkenntlichkeit durch neue Gottesdienstrhythmen ausgedünnt und der klassische sonntagmorgendliche Gottesdienst verlässlich durch neue Formate ersetzt wird und damit seine Kontinuität verliert. Wenn kirchenleitend Verantwortliche auf allen Ebenen den überlieferten Formen des Gottesdienstes nichts mehr zutrauen. Wenn der Sprachraum der (revidierten) Luther-Übersetzung der Heiligen Schrift nicht mehr Heimatraum unseres Glaubens sein darf, weil angeblich keiner sie mehr versteht ...

Mich irritiert die Orientierung an den vermeintlichen „Bedürfnissen“ der Kirchenmitglieder. Sie verzichtet, danach zu fragen, was der Dreieinige Gott von uns im Gottesdienst will und uns schenken möchte. Bezeichnend dafür ist für mich die Frage von Landesbischof Christian Kopp im Sonntagsblatt-Interview vom 7. April 2024: „Haben wir unsere Mitglieder vor Ort und ihre Bedürfnisse im Blick? Wir bieten viele Angebote, die wir immer schon gemacht haben. Fragen wir jedoch genug danach, wen das interessiert?“

Die in ihrer Beziehung zur Kirche treuen volksgemeinlich regelmäßig aktiv Partizi-



Bleibt vor lauter Um- und Abbrüchen überhaupt noch Zeit für die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift ...

pierenden, bevorzugt repräsentiert durch die traditionellen Gottesdienstformen, die Kasualien und die Seelsorge, spielen bei den Umbauplänen keine Rolle. Es scheint nur Gemeindeglieder zu geben, die nichts mehr mit den überlieferten Traditionen verbinden und denen deshalb in immer neuen Formen und Formaten nachgegangen werden muss. Die Gefahr besteht im Rückzug der Ortskirchengemeinden in das fromme geteilte Private und in den gemeinsam gepflegten Freizeitbereich. Volkskirche aber sind wir so lange, wie Menschen Mitglied der Kirche bleiben und Kirchensteuer zahlen, ohne regelmäßig am sogenannten Gemeindeleben gesellig teilzunehmen, und nicht austreten.

Die Kirchenverfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern geht davon aus, dass die Kirchengemeinden die ganze Kirche vor Ort repräsentieren. Der Kirchenvorstand



... und genug Zeit für das Gebet?

wird als Dienst an der ganzen Kirche und nicht als Chance, die eigenen Vorstellungen von Frömmigkeit und Gemeinde umzusetzen, verstanden. Das Geistliche Amt hat die Aufgabe der Verbindung und des Zusammenhaltens der unterschiedlichen Frömmigkeitsformen. Und die Aufgaben des Pfarrberufs gehen nicht in der Gemeindegemeinschaft auf. Auch dafür trägt der Kirchenvorstand Verantwortung, für den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen, die Kasualien usw. einschließlich der erforderlichen Wertschätzung der nicht durch gemeindegemeinliches Engagement ihrer Kirche Verbundenen.

Nicht vernachlässigen sollten daher die Kirchenvorstandsmitglieder das begleitende Gebet um die Wegweisung durch Gottes Heiligen Geist, die Pflege und Erhaltung der Quellen-Orte wie des tradi-

tionskontinuierlichen Gottesdienstes am Sonntagmorgen mit dem zu erlebenden Kirchenjahr, die Verantwortung der Ortskirchengemeinde für die ganze Kirche und die Akzeptanz der unterschiedlichen kirchlichen Partizipations- und Frömmigkeitsformen. Es geht nicht darum, die eigenen Frömmigkeits- und Gemeinde-Ideale zu verwirklichen, sondern Verantwortung für die ganze Kirche übernehmen.

Ich bitte deshalb den Herrn der Kirche, dass in den neu gewählten Kirchenvorständen, Dekanatsausschüssen wie in der Landessynode danach gefragt wird, was Gottes Ziel mit den Gemeinden und der Kirche ist, und wie aller Umbau- und Veränderungs-Aktivismus vor menschlicher Selbstüberschätzung bewahrt und stattdessen ihm als dem Herrn der Kirche gegenüber verantwortet werden kann. ■

Professor Dr. Klaus Raschzok ist Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und war von 2003 bis zu seiner Emeritierung 2020 Inhaber des Lehrstuhls für Praktische Theologie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau. Von 2014 bis 2020 gehörte er der bayerischen Landessynode an und war dort Vorsitzender des Ausschusses für Grundfragen des kirchlichen Lebens.

Mission im Zentrum der Gemeinde



Von Thomas Bachmann

Unternehmen wir ein kleines Gedankenexperiment: Wir befinden uns in einer Welt, in der es keine Christen, keine Kirchen, keine Gottesdienste gibt. Es gäbe nichts, was irgendetwas mit dem Christentum zu tun hat – außer eine einzige Bibel. Eines Tages findet jemand diese Bibel und fängt an, darin zu lesen. Er liest auf den ersten Seiten über einen Gott, der die Welt geschaffen hat, die aber aus den Fugen gerät. Er lernt einen Gott kennen, der zornig, aber auch gnädig ist, der sich ein Volk erwählt, es Israel nennt, um es zum Segen für die anderen zu machen. Er erfährt vom Versagen dieses Volkes und lernt auch das Versprechen kennen, dass Gott eines Tages einen Retter schicken wird, durch den alle Menschen eine Herzensveränderung erfahren können.

Er liest weiter und kommt zu den Evangelien, wo er nun dem von Gott versprochenen Retter begegnet. Die Evangelien beschreiben, wie Jesus umherzog und das Evangelium verkündete und Kranke heilte. Seite für Seite liest er, wie Jesus predigte, dass Menschen umkehren und an das Evangelium glauben sollen und dass alle, die das Königreich Gottes erben wollen, ihr Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen sollen. Und er liest die anderen radikalen Dinge, die Jesus noch gesagt und getan hat. Die Evangelien beschreiben, wie Jesus seine Jünger berufen und dann ausgesandt hat, um das Evangelium zu verkündigen und Kranke zu heilen. Er erfährt, dass Jesus von den einen geliebt und von den anderen gehasst wurde und

auch, dass Jesus sich am Kreuz für uns alle hingegeben hat und durch die Auferstehung den Tod besiegt hat. Und er erfährt, dass alle, die glauben zum selben Leben wie Jesus berufen sind.

Er liest weiter in der Apostelgeschichte, dass Jesus nach seiner Auferstehung sagte, dass die, die an ihn glauben, dieselbe Kraft von oben erhalten, wenn der Heilige Geist auf sie käme. Danach erfährt er, wie genau das geschah. Im Römer-Brief erkennt er, dass alle gesündigt haben und fern von Gott sind, dass aber Jesus uns mit Gott versöhnt. Schließlich erfährt er, wie Menschen gerettet werden, nämlich indem man Christus zu seinem Herrn macht. Als er das liest, beugt er seine Knie und bittet Jesus, ihn zu retten und sein Herr zu werden. Augenblicklich erlebt er die neue Geburt, über die die Bibel spricht, die Errettung in Christus. Bald darauf wird er im Heiligen Geist getauft, worüber er in der Apostelgeschichte immer wieder gelesen hat. Er weiß nun, dass ihm vergeben ist und dass alles, was in der Bibel steht, wahr ist, weil er es an sich selbst erfahren hat. Dieser Mensch ist nun entschlossen, Jesus ganz nachzufolgen. Er erzählt anderen davon und erlebt, wie auch diese umkehren und anfangen, Jesus nachzufolgen. Es entstehen Gemeinschaften und Gemeinden.

Nun meine Frage: Wie werden wohl diese Gemeinden und Gemeinschaften aussehen und leben? Was wäre diesen Gemeinden wichtig? Auf was würden sie den Fokus legen? Ich finde dieses Gedankenexperiment zielführend, gerade wenn wir uns fragen, wie wir heute als Kirche missionarisch sein können. Das Experiment macht mir Lust, zurück zum Wort



Gottes zu gehen, um die Kraft der ersten Zeugen zu suchen und die Ausstrahlung der ersten Kirche zu erleben.

Allerdings tragen wir einen ziemlichen Ballast mit uns, der es schwer macht, unbefangen diese Fragen zu stellen. Wir müssen uns bewusst von falschen Denkmustern befreien. Wenn wir in der Bibel lesen, wie wir Jesus nachfolgen sollen, schauen wir auf unsere heutige Gesellschaft und kirchliche Kultur und kommen zum Schluss, dass es heute anders gehen muss. Wir denken, das mit der Kraft und den Wundern war damals, heute ist es anders. Soll heißen: Wir sind in der Gefahr, die Bibel anhand unserer Umstände und Erfahrungen zu interpretieren – doch genau das lässt sie kraftlos werden.

Was erschwert Mission heute in unserem Kontext?

Schon in der Augsburger Konfession von 1530, dem wichtigsten evangelischen Bekenntnis, fehlt die gemeinschaftliche, missionarische und universale Dimension von Kirche. Dass Kirchenmitglieder zu Predigthörern und Sakramentempfängern degradiert wurden, hat über Jahrhunderte zu einer Betreuungsmentalität geführt.

Dazu kommt: In unserem ererbten Kirchenmodell mit Kindertaufe und der damit verbundenen Kirchenmitgliedschaft wird Mission häufig als überflüssig angesehen. Die

Kirche lebt mit einem Minimalchristentum. Schon Luther klagte, dass er nicht die Leute habe, die „mit Ernst Christ sein wollten“.

Mission ist nach wie vor ein negativ besetztes Reizwort. Mehr noch: Es steht aus Sicht vieler für Intoleranz, weil es gegen das Basisdogma unserer Zeit, den Relativismus, steht. Die Folge ist ein Denken, dass man den Menschen doch „nichts aufzwingen“ dürfe. Doch genau damit spülen wir das Evangelium weich und relativieren den Anspruch Gottes auf alle Menschen. Wir reduzieren Gott auf unser menschliches Toleranzverständnis – und reden lieber von Klimawandel und Frieden als von der Notwendigkeit der persönlichen Bekehrung.

Damit verbunden ist die Aufgabe fundamentaler Glaubensinhalte. Das Evangelium, das den Menschen durch die freie Gnade Gottes erlöst und verwandelt, ja vom Zorn Gottes rettet, ist verdunkelt. „Welt ging verloren, Christ ist geboren“ – das wird dann als Zumutung verstanden. Was soll dann noch Mission, wenn Erlösung scheinbar nicht mehr notwendig ist und Christsein nur als eine ethisch und spirituell auffrisierte Existenz verstanden wird.

Was kann uns wieder zur Mission führen? Wie können wir Gemeinde sein, die missionarisch aufbricht? Ich möchte fünf Aspekte hervorheben.

1) Jüngerschaft neu entdecken

Seit ich Christ bin, will ich Kirche erneuern. Dafür brennt mein Herz. Aber ich habe erfahren, dass Gemeindeaufbau nicht damit beginnt, die Kirche zu verändern, sondern damit, Jünger zu machen. Die Reihenfolge lautet: Christus – Mission – Kirche. Wir alle sind zuerst Jünger und Nachfolger Jesu und

geben als solche das Evangelium weiter. Die Frucht unserer Arbeit sind weder Gebäude noch volle Gottesdienste noch engagierte Ehrenamtliche. Es sind Menschen, die Jesus mit ihrem ganzen Leben nachfolgen. Ihnen ist von Jesus zugesagt: „Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht.“ (Johannes 15,5). In der Gemeinde bieten wir als Konsequenz Jüngerschaftskurse an, um Schritt für Schritt als Jünger im Glauben zu wachsen.

2) Dem Wort Gottes Priorität geben

Wir sind immer in der Gefahr, das Evangelium und das Wort Gottes an unser Leben, an unsere Kultur anzupassen, anstatt das Leben, die Kultur durch das Evangelium zu beeinflussen. Ich habe an mir selbst eine interessante Erfahrung gemacht: Ich wollte Menschen gewinnen mit den positiven Aspekten des Evangeliums. Und daran ist ja im Grunde nichts falsch. Aber es wird falsch, wenn nicht das ganze Evangelium verkündet wird, wenn nicht die Güte und der Ernst Gottes deutlich gemacht werden. Wenn ich auswähle, was mir an Gottes Wort schmeckt und was ich dann einfach weglasse.

3) Dem Heiligen Geist folgen

Um missionarisch kraftvoll zu sein, müssen wir dem Heiligen Geist folgen. Im Geist leben. Dem Heiligen Geist mehr vertrauen als unserer eigenen Kraft. Und hier spielt das Gebet eine wichtige Rolle. Egal, wie groß oder klein eine Gemeinde ist, es braucht eine Kultur des Gebets um den Heiligen Geist. Ein Bewusstsein, dass es nur einen gibt, der letztendlich Herzen gewinnen kann, aber dass wir lernen dürfen – als einzelne Christen und als Gemeinde – in Abhängigkeit von ihm zu leben. Und dann werden wir auch Übernatürliches sehen, wenn wir bereit sind und Gottes Handeln erwarten.

4) Einladende Gemeinde bauen

Wenn wir heute missionarisch aufbrechen wollen, dann inkulturieren bzw. kontextualisieren wir das Evangelium. Was bedeutet das? Wir verändern nicht die klare Botschaft des Evangeliums, aber wir leben nahe an der Kultur unserer Mitmenschen. Wir sind progressiv mit Medien, Ausstattung, wenn es die Finanzen hergeben. Wir stellen die Frage, welche Antwort das Evangelium auf das Leben und die Fragen und die Probleme der Menschen gibt. Wir predigen Jesus Christus für Christen und Nichtchristen gleichermaßen. Wir predigen Bekehrung, entlarven Götzen, nennen Sünde beim Namen. Wichtig ist dabei immer eine Sprache, die verständlich und einfach ist, alltagstauglich – „dem Volk aufs Maul geschaut“.

5) Vernetzung mit anderen Gemeinden

Wenn wir missionarisch aufbrechen wollen, dann versuchen wir auf lokaler Ebene so viel Einheit mit anderen Christen wie möglich zu leben. Viel zu lange haben wir uns als Kirchen dadurch definiert, dass wir uns von anderen Denominationen und Traditionen abgehoben und uns gegenseitig kritisiert haben. Heute sollten wir uns eher dadurch definieren, dass wir uns von der Welt und unserer Umgebungskultur abheben. Die Welt soll sehen können, wie Gemeinden unnötige Spaltungen untereinander vermeiden. Im Letzten brauchen wir ein Reich Gottes-Verständnis und die Sehnsucht, dass Menschen durch eine Vielfalt kirchlicher Angebote erreicht und selbst zu Jesus-Nachfolgern werden. ■

Thomas Bachmann ist Pfarrer in St. Matthäus in Augsburg-Hochzoll. Dieser Text ist eine Kurzfassung eines Vortrags, den er bei einem Studientag des ABC gehalten hat.



Darum liebe ich die Gemeindegarbeit

Wir sind Teil der großen Geschichte Gottes mit den Menschen. Das erlebe ich fast jedes Mal, wenn wir gemeinsam die Bibel in die Hand nehmen und uns dem Wort Gottes aussetzen. Denn der Geist Gottes wirkt: dadurch, dass durch das Gelesene persönliche Fragen über Glauben, Hoffnung und Liebe geteilt werden; dadurch, dass Hunger nach einem tieferen Verständnis der Schrift zu spüren ist; dadurch, dass Menschen in der Suche nach Jesus Christus zu einer Weggemeinschaft werden. Gerade das liebe ich an der Gemeindegarbeit: Wenn wir das Wort Gottes in die Hand nehmen, kommt es nicht leer zurück.

Pfarrer Jonathan Jakob, Schauenstein



Gemeinde lebt von Gemeinschaft

Bei der Konfirmation unserer Enkeltochter vor wenigen Wochen sollten die Konfirmanden auf Anregung der Pfarrerin vor der Gemeinde sagen, warum sie sich konfirmieren lassen wollen. Die meisten sagten, dass ihnen die Gemeinschaft in der Konfirmandengruppe gefallen habe und dass sie sich das weiter wünschen würden. Eine bessere Vorlage für Jugendarbeit in der Gemeinde kann es nicht geben.

Es gibt viele Möglichkeiten, um die Gemeinde als geistlichen Halt und Treffpunkt für ihre



Mitglieder zu gestalten – von den ganz Kleinen bis zu den Senioren. In unserer Kirchengemeinde gibt es jetzt eine WhatsApp-Gruppe auf freiwilliger Basis. Über diese Gruppe schickt der Pfarrer täglich eine Andacht (von ihm selbst oder einem Kollegen aus dem Dekanat) und informiert über Ereignisse und Veranstaltungen. Gemeinde vor Ort ist Gemeinschaft und der persönliche Kontakt ist die Bindung. Und Bindung heißt, ich bleibe dabei und trete nicht aus.

Herta Küßwetter, Ehingen



Was uns Gemeinde bedeutet

Gemeinde bedeutet für uns zunächst nicht zwingend ein Gebäude oder eine Institution. Wir sehen Jesus als das Haupt und die Gemeinde als die Braut Jesu. Auch Israel als das auserwählte Volk Gottes ist das Fundament der Gemeinde. Gemeinde bedeutet auch die Lehre der ganzen Bibel und nicht nur die angenehmen Teile. Wir möchten Gemeinde leben mit Schwestern und Brüdern im Herrn, in der Gemeinschaft, im Gebet, in der Lehre und im Brotbrechen, unabhängig von äußeren Einflüssen bzw. Einschränkungen. Die Gemeinde soll entstehen für Geschwister: im Gebet, in Ermunterung, und auch in der Ermahnung.

Armin und Ilse Jendretzke, Leutershausen





„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“



Gäbe es nicht Jesu Zusage aus dem 18. Kapitel des Matthäus-Evangeliums, verbunden mit der Tatsache, dass diese Zusage unbestreitbar zugleich Gebot ist, wäre ich heute wohl nicht in einer Gemeinde. Da hätte auch der berühmte Satz Nikolaus Ludwig Graf Zinzendorfs (1700 – 1760) „Ich statuieren kein Christentum ohne Gemeinschaft“, mit dem er ermutigte, sich in kleinen Zellen von Christen zu engagieren, nichts bewirkt. Jesu Gebot war also der Grund.

Die Zusage, unter uns zu sein, ist der erhebliche Teil der Aussage Jesu: ich erlebe, dass ich in der Gemeinde im Glauben ermutigt werde durch Predigtlehre, gemeinsames Gebet, das gesungene Lob Gottes und persönliche Gespräche mit Geschwistern. Die Geschwister sind allein durch ihre bloße Existenz und Anwesenheit Ermutigung und können mehr Gelassenheit bewirken im Umgang mit den endzeitlich erscheinenden Erlebnissen dieser Zeit in Politik, Gesellschaft und Kirche.

Nachdem Jesus den Jüngern die Füße gewaschen hatte, sagte er: „Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.“ (Johannes 13,35) Hier habe ich weithin eine Lücke erlebt, nicht nur in den letzten vier Jahren. Für mich ist die Gemeinde der Ort, wo ich oft in meinem Sein und Handeln hinterfragt wurde und Korrekturen erlebe.

Prof. Christoph Adt, Mitglied der Landessynode 2014-2020. Ehemaliger Präsident der Hochschule für Musik Nürnberg.



Diakonie – Mission – Seelsorge

Im Vorfeld des Reformationsjubiläums 2017 gab es seitens meiner Kirchengemeinde St. Martin und des Evangelischen Bildungswerkes Schwabach einen Aufruf zum Verfassen aktueller Thesen zu gewünschten Erneuerungen der Kirche. Über 90 Thesen gingen ein. Meine damalige These „Diakonie – Mission – Seelsorge sollten Grundpfeiler der gemeindlichen Arbeit sein“ würde ich auch heute noch als wesentlich für die Gemeinde vor Ort benennen. Damals wurde sie von den Gottesdienstbesuchern auf Rang 3 gesetzt.

Die Gemeinde ist der Ort, an dem man sich in vielfältiger Weise einbringen kann. Mir waren u.a. die Mitarbeit im Kirchenvorstand, als Missionsbeauftragter und im Schwarzen Kreuz / Christliche Straffälligenhilfe wichtig, überregional die Mitarbeit im Evangelischen Bund Bayern und in der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums (GAE). So versuche ich meinen Glauben „praktisch und stärkend“ zu leben.

Richard Gelenius, Schwabach



Warum wir uns gerne in der Gemeinde engagieren

Auch mit 58 Jahren kann ich sagen: Pfarrer in einer Gemeinde sein zu dürfen, ist mein Traumberuf. Dabei bin ich von Hause aus eher zurückhaltend, eher mathematisch als sprach-



lich begabt. Warum trotzdem Gemeinde? Die Antwort liegt in der Sinnfrage. Gott hat uns mit Jesus Christus eine Hoffnung gegeben, die stärker ist als alles andere auf der Welt. Und eine Kirchengemeinde rankt sich um Jesus Christus herum. Sie feiert ihn, singt ihm, betet ihn an, hört auf sein Wort, erfährt seine Vergebung und lebt aus seiner Gegenwart. Was kann es Sinnvolleres geben?

In einer Gemeinde begegnen sich echte Menschen persönlich. Nicht jeder mag jeden. Nicht jeder mag Stillsitz-Gottesdienste mit Orgel. Manche ziehen Kirche Kunterbunt vor oder ein anderes Format. Es gibt Streit, Enttäuschungen und Missverständnisse. Und doch wissen alle: Wir gehören zusammen, weil wir zu Christus gehören. Kann es etwas Beglückenderes geben, als in einer Gemeinde Dienst tun zu dürfen – trotz aller Schwierigkeiten, die es auch reichlich gibt?

Ich war zwölf Jahre Polizeiseelsorger gewesen und habe diese Arbeit durchaus geschätzt, als spannend und interessant erlebt. Aber dann wurde in mir die Sehnsucht immer stärker: Ich möchte wieder in die Gemeinde: Dorthin, wo ich als Christ kein Exot bin. Dorthin, wo das Evangelium laut gesagt werden darf. Dorthin, wo Glaube, Hoffnung und Liebe leben. An den sinnvollsten Ort der Welt eben.

Pfr. Robert Augustin, Hammelburg



Was mir in der Gemeinde wichtig ist

Kirche und Gemeinde verändern sich. Das war schon immer so und kann nicht anders sein. Ihre Veränderungen in der Gegenwart laufen



in unserem Land allerdings hochdramatisch ab. Es scheint sich gerade die Konstantinische Wende, durch die die junge christliche Kirche einst plötzlich Staatsreligion geworden war, rückwärts abzuspielen. Ob nun diese Veränderung von Kirche und Gemeinde Ausdruck von Vitalität oder Ausdruck von Verfall ist, erscheint mir eine Frage der Deutung zu sein.

Nachdem, wie ich das Wesen von christlicher „Gemeinde“ verstehen gelernt habe, sind zur Deutung ihrer hochdramatischen Veränderung diese Gesichtspunkte entscheidend:

- Die christliche Gemeinde beruht nicht auf Vereinbarung ihrer Mitglieder (oder ihrer Delegierten), sondern auf der Willensbekundung des lebendigen Gottes.

- Für die christliche Gemeinde unverwechselbar eigentümlich und bleibend vorgegeben ist ihre monarchische Grundstruktur; sie besteht darin, dass Christus ihr Herr und König ist.

- In der Freiheit von Christenmenschen, die sich nur in ihrem Herrn Jesus Christus gebunden wissen, können sich Gemeinden frei entwickeln, selbstverständlich auch demokratisch organisieren, sofern alle gemeindliche Lebensäußerung dem Willen und der Weisung des Christus zu folgen bereit ist.

- Wenn auch Gemeinden mit ihrer langen volkshistorischen Tradition vorfindbar immer gesellschaftlich sehr durchmischte Gebilde sein werden, so ist doch entscheidend wichtig: Wirkt im Kern einer konkreten Gemeinde ein Kreis von Jüngern in der entschiedenen Nachfolge ihres Herrn, so etwa im Kirchenvorstand, in der Pfarrerschaft und in den engsten Kreisen der Mitarbeiter?

Glücklicherweise finden sich solche Gemeinden – auch heute – da und dort. Und das ist mir für meine Gemeinde entscheidend wichtig.

Martin Pflaumer, Pommelsbrunn

Gebet und Öffentlichkeitsarbeit: Aktiv für verfolgte Christen



Von Pfarrer i.R. Ernst Herbert

Auch das gehört zur Gemeinde: Die Verbindung mit den verfolgten Christen in der Welt. Sie dürfen uns nicht egal sein, denn sie sind wie wir Glieder am Leib Christi, die mit ihren Gaben füreinander da sein sollen.

Der Apostel Paulus beschreibt die weltweite Gemeinde Jesu Christi als untereinander sehr eng verbunden, denn er versteht die Christenheit als einen großen Leib, der viele verschiedene Glieder hat. Kein Glied ist überflüssig – jedes Glied wird mit seinen Gaben gebraucht. Im 12. Kapitel des 1. Korintherbriefes schreibt Paulus dazu: *„Denn wie der Leib einer ist und hat doch viele Glieder, alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind, doch ein Leib sind: so auch Christus. Denn wir sind alle durch einen Geist getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, und sind alle mit einem Geist getränkt. Denn auch der Leib ist nicht ein Glied, sondern viele (V.12-14). Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit (V.26).“*

Früher haben wir in Deutschland wenig davon gewusst, was Christen wegen ihres Glaubens in fernen Ländern angetan worden ist. Heute erfahren wir durch die Medien und speziell durch christliche Organisationen wie „Open Doors“ oder „Kirche in Not“, wie selbst in den fernsten Ecken unserer Welt Christen das Leben sehr schwer gemacht wird. Wie sie dort ausgegrenzt, gepeinigt oder gar getötet werden. „Open Doors“ veröffentlicht jährlich neu den

inzwischen breit anerkannten „Weltverfolgungsindex“, der die 50 Länder auflistet, in denen Christen am schlimmsten zugesetzt wird. Derzeit werden 365 Millionen Christen (5 Millionen mehr als im Vorjahr) in über 100 Ländern der Erde bedrängt und verfolgt – von rund 5.000 Christen ist bekannt, dass sie wegen ihres Glaubens an Jesus Christus im vergangenen Jahr getötet wurden.

Für alles, was uns persönlich oder was uns in unseren Gemeinden wichtig ist, beten wir ganz selbstverständlich privat und in unseren Gottesdiensten. Es sind jedoch leider nicht sehr viele Gottesdienste, in denen wir für die verfolgten Glaubensgeschwister beten – und dies, obwohl wir teilweise um ihr Schicksal wissen. In vielen Gemeinden interessieren sich nur wenige Gemeindeglieder für das Schicksal der verfolgten Glaubensgeschwister.

Bei uns in der 40.000-Einwohnerstadt Neumarkt in der Oberpfalz haben sich einige Pfarrer beider Konfessionen zusammengesetzt, in deren Gottesdiensten die Fürbitte für die verfolgten Christen schon länger einen festen Platz hatte. Um die Fürbitte für die verfolgten Glaubensgeschwister auf breitere Füße zu stellen, gründeten sie Anfang 2015 den „Ökumenischen Arbeitskreis Religionsfreiheit“. Diesem Arbeitskreis gehören von Anfang an alle Kirchen, Gemeinden und christlichen Verbände der Stadt an: die fünf katholischen Pfarreien der Stadt, die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde, die beiden Freikirchen FeG und die charis-

matische „Ecclesia“ sowie der örtliche CVJM und die Landeskirchliche Gemeinschaft. Auf diese Weise sind ausnahmslos alle christlichen Gemeinden und Gemeinschaften der Stadt vertreten und beten miteinander für die verfolgten Glaubensgeschwister. Diese zehn Gemeinden wollen reihum in allen Kirchen und Kapellen der Stadt mit ihrem monatlichen „Friedensgebet“ für das Schicksal der verfolgten Glaubensgeschwister beten und dieses Thema gleichzeitig durch eine intensive Pressearbeit und durch zahlreiche Plakate in eine breitere Öffentlichkeit hineinbringen. Auf diese Weise besuchen sich die Christen der verschiedenen Gemeinden der ganzen Stadt auch gegenseitig und lernen sich so kennen und entwickeln damit eine ökumenische Gemeinschaft, die in unserer überschaubaren Stadt von der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen wird.

Wesentliche Elemente des monatlichen „Friedensgebetes“ sind:

- Musikalischer Auftakt, Begrüßung, Gebet durch den Gastgeber
- Schriftlesung über einen Text des Leidens um Christi willen
- Kurze Schilderung der aktuellen Situation der Christen z.B. im Irak
- Gemeindelied oder Band bzw. Sologesang
- Lesung über einen Text inhumanen Handelns oder Krieges
- Fürbitten, beginnend mit einem vorformulierten Gebet, dann freie Gebete
- Einladung zum nächsten Friedensgebet und Kollekten-Ansage z.B. für Christen im Gaza-Streifen
- Vaterunser und Segen durch gastgebenden Pfarrer, Schlusslied

Dieses „Ökumenische Friedensgebet“ mit dem Schwerpunkt für verfolgte Glaubensgeschwister ist seit Beginn zu unserer großen Freude noch nie ausgefallen und wird in der Regel gut besucht.

Eine noch größere Öffentlichkeit erreichen wir, wenn wir einmal pro Jahr folgende Veranstaltungen mit Unterstützung von „Kirche in Not“ oder „Open Doors“ durchführen, wobei die beiden örtlichen Tageszeitungen entsprechend breit ankündigen und danach möglichst groß auch mit Bild darüber berichten:

- „*Bischofspredigt*“ mit einem Bischof, in dessen Land Christen verfolgt werden wie z.B. aus Ägypten, dem Libanon bzw. aus Indien oder aus Pakistan.
- *Kundgebung vor dem Rathaus* jeweils mit einem prominenten Politiker wie z.B. Volker Kauder und als „Zeuge“ mit einem Christen, der in seiner Heimat wegen seines Glaubens diskriminiert oder verfolgt worden ist.
- „*Länderabend*“ mit einem verfolgten Christen über sein Heimatland wie z.B. Nigeria oder Iran.

Um möglichst viele Menschen dafür zu gewinnen, dass sie für weltweit verfolgte Christen beten, verschicken wir monatlich Rundbriefe unter dem Titel „Stacheldrahtkerze“ (kurze Infos über aktuelle Verfolgungs-Schicksale aus mehreren Ländern mit einem Gebetsvorschlag). Verbunden damit sind Informationen über jeweils ein Verfolgerland bzw. einen „Gefangenen des Monats“. Anfangs erhielten diese drei Info-Blätter zunächst nur rund 250 Christen aus Neumarkt – inzwischen gibt es aktuell deutschlandweit mehr als 2.500 Empfänger (Bestell-Adresse: eg.herbert@t-online.de). ■

Da blüht doch was

Unter dem Titel „Da blüht doch was“ haben wir uns in den ABC-Nachrichten 2022.1 mit Aufbrüchen in unserer Kirche beschäftigt. Auch in dieser Ausgabe stellen wir kreative Ideen für die Gemeindegemeinschaft vor.

„projekt:k“ Kirche in einem neuen Stadtteil

Viele Gemeinden, Verbände und christliche Organisationen fragen sich, wie Kirche und Gemeinde künftig aussehen können. Eine leichte und vor allem einheitliche Antwort wird es nicht geben. Wir von projekt:k sehen uns als *eine* Ausprägung dieser Suche. Haben wir alle Antworten? Nein. Läuft bei uns alles rund? Sicherlich nicht. Wird projekt:k in drei Jahren noch so aussehen wie heute? Hoffentlich nicht! Es ehrt uns jedoch, dass wir immer wieder zu Rate gezogen werden, wenn es um die Frage, wie Gemeinde künftig (auch) aussehen kann, geht (z.B. beim ABC oder in Steffen Kerns Podcast „Hoffnungsmensch“).

Im Folgenden wollen wir skizzieren, was uns als „projekt:k – Kirche für Freimann“ in einem neuen Münchner Stadtteil, der für immerhin 25.000 Einwohner konzipiert ist, bewegt.

Kleingruppen: Von Anfang an war die Idee hinter projekt:k die einer Kleingruppen- (oder Hauskirchen-) Bewegung: Die einzelnen Gruppen haben unterschiedliche Zielsetzungen (mal missionarisch, mal glaubensstärkend, mal interkulturell, mal mit Gemeinschaft und Kochen im Zentrum).

Vernetzung: Als Kooperationsprojekt zwischen dem Hensoltshöher Gemeinschaftsverband und der Marburger Mission liegt Vernetzung bereits in unserer DNA. Für viele Angebote schließen wir uns mit Akteuren aus dem Stadtteil zusammen, so z.B. für den Spielertreff und das interkulturelle „Bring&Share“-Abendessen mit zwei Genossenschaften. Beim Familiengottesdienst „Kirche Kunterbunt“, dem evangelistischen Kirchenrad oder besonderen Gottesdienstformaten arbeiten wir mit kirchlichen Partnern zusammen.

Li-Anne HöB



(Ohne feste)

Räume: Uns ist es wichtig, nicht „zentral“ ansässig zu sein, sondern je nach Inhalt der Gruppe im Ort zu variieren: Mal in einer Wohnung, mal auf öffentlichen Plätzen (Parks), mal in auf Zeit gemieteten Räumen, mal in den Räumen der evangelischen oder katholischen Kirche.

Gemeinschaft im Zentrum: Wir setzen einen starken Fokus auf die persönliche Beziehung und Vernetzung untereinander. Wir möchten (nicht nur) Veranstaltungen anbieten, in welchen man „konsumieren und dann wieder gehen“ kann, sondern ein Netz aus liebevollen Freundschaften und Beziehungen schaffen.

Dem Stadtteil dienen: Gemäß dem biblischen Leitsatz „Suchet der Stadt Bestes“ ermutigen wir Menschen, die sich zu projekt:k halten, nicht nur bei uns mitzumachen, sondern sich auch im Stadtteil einzubringen: Bei der Lebensmittelrettung, bei der Münchner Tafel, als Schulweghelfer oder im Flüchtlingsheim in der Nachhilfe.

Experimentell: Wir haben keine Angst vor dem Scheitern. Darum probieren wir fröhlich aus. Was nicht klappt, lassen wir auch wieder sein oder verändern es. Als projekt:k möchten wir mit dem sich ständig verändernden Stadtteil Freimann mitwachsen und uns neuen Gegebenheiten anpassen.



Stephan HöB unterwegs mit dem evangelistischen Kirchenrad.

Eine inklusive Frömmigkeit: Unserer pietistischen Tradition gemäß sind uns Bibel, Gebet und persönliche Gotteserfahrung sehr wichtig. Zugleich sind wir offen für Elemente anderer christlicher Strömungen und Rituale, wenn sie Christus im Mittelpunkt haben und Gott die Ehre geben. Derzeit planen wir z.B. einen meditativen Spaziergang gemeinsam mit den katholischen Geschwistern.

Jüngerschaft: „Jesus hat uns nicht dazu berufen, Gemeinden zu gründen, sondern Jünger zu machen“ sagte der Missiologe

Michael Frost einmal. Die persönliche Begleitung und das Mentoring mit dem Ziel der Christusähnlichkeit sind uns sehr wichtig. Derzeit studieren wir mit mehreren Leuten die Bibel und fordern sie heraus, ihren Weg mit Christus zu finden. Wie schön wäre es, wenn auch sie so etwas wie eine Kleingruppe starten oder leiten könnten!

Miteinander tragen: Grundsätzlich versuchen wir, die Personen in den Kleingruppen in die Entscheidungsfindung mit einzubeziehen, wenn es um die Sache der Gruppe geht. Bei Kooperationsprojekten begegnen wir uns auf Augenhöhe. Die Einsetzung eines projekt:k-Leitungskreises ist in Planung, außerdem begleitet uns ein Beirat, bestehend aus Repräsentanten der sieben Patergemeinden. Dankbar sind wir für einen Trägerkreis, der uns finanziell unterstützt.

Eine Laienbewegung: Auf lange Sicht wünschen wir uns, uns als Missionare überflüssig zu machen. Leiter und Verantwortungsträger sollen die Führung der jeweiligen Kleingruppen übernehmen. Für die Vernetzung der unterschiedlichen Gruppen könnte später eventuell eine Teilzeitkraft eingestellt werden.

„Ist denn das noch Gemeinde?“ werden wir manchmal kritisch aus den eigenen Reihen gefragt. Was uns ermutigt sind die vielen Aussagen von Menschen, mit denen wir in Freimann in Berührung kommen und die nur wenig christliche Vorprägung haben: „So kann ich etwas mit Kirche anfangen!“ ■

Stephan und Li-Anne HöB
(mit Zoe Isabella und Jana Maria)

Spielplatzstrolche in Helmbrechts



Erkenntnis #2: Dorthin, wo sich das Familienleben abspielt

Als Vater von vier Kindern und aus Gesprächen mit anderen Eltern ist meine Erfahrung: jedes noch so gut gemeinte Angebot wird von Eltern häufig als Zusatztermin und damit als Belastung wahrgenommen. Meine Frau und ich überlegen uns mehrmals, ob eine Veranstaltung, zu der wir „extra hingüssen“ für uns wirklich mehr Benefit als Stress bedeutet. Lohnt es sich doch mehr, gemeinsam Qualitätszeit an gewohnten Orten zu verbringen?

Das Ergebnis sind die Spielplatzstrolche:

Dorthin, wo Familien sowieso sind. Unverbindlich Spiele anbieten und ins Gespräch kommen. Als Personen der Kirche positiv wahrgenommen werden. Vertrauen und Beziehung aufbauen. Das Angebot wird dankbar angenommen. Eltern laden sich gegenseitig ein. Aus meiner Sicht ist das der Anfang eines sicher langen Weges, der sich lohnt. Vielleicht lassen sich Eltern mit der Zeit zu anderen Veranstaltungen einladen (Familienfrühstück, Kirche Kunterbunt) ... und der Same des Glaubens kann gepflanzt werden. ■

Benjamin Hopp,
Prediger der LKG Helmbrechts



Ein Spielplatz mit großem Festgelände und ein Bollerwagen voller Spiel, Spaß und Action ...

... das sind die „Spielplatzstrolche“, die wir als LKG Helmbrechts im Herbst 2023 ins Leben gerufen haben und mit denen wir seit Februar so richtig durchgestartet sind. Dahinter verbirgt sich ein bisher 14-tägiges offenes Spielplatzangebot. Unser langfristiges Ziel ist es, Familien für ein Leben mit Jesus Christus begeistern. Dafür stellen wir uns dem Offensichtlichen: ein nachhaltiges Zum-Glauben-Kommen in unserer Gegenwart ist ein langer Prozess unter deutlich anderen Voraussetzungen als vor 30-50 Jahren. Wir müssen ernstnehmen, dass sich sowohl der Alltag von Eltern und Kindern als auch die Grundkenntnisse über den christlichen Glauben dramatisch verändert haben und wir nicht einfach so weiter machen können, wie gewohnt.

Erkenntnis #1: Das Recht vom Glauben zu reden muss erst erworben werden

Elementare Kenntnisse über Bibel und Bekenntnis können nicht mehr vorausgesetzt werden. Gleichzeitig schwindet das Vertrauen in die Integrität und Authentizität der Kirche immer mehr. Vertrauen kann nur auf der Grundlage von ernsthaften Beziehungen aufgebaut werden. Das Recht vom Glauben sprechen zu dürfen, müssen wir uns bei vielen Menschen erst wieder verdienen. Menschen müssen dabei merken, dass es uns wirklich um sie und nicht um einen „Missionserfolg“ geht.



Warum Christen Israel unterstützen sollten

Von
Igor Swiderski

Christen sind
Menschen aus
allen Nationen

und Kulturen, Menschen, die unterschiedliche politische Ansichten vertreten, die aber eins verbindet: Der Glaube an Jesus Christus. Die Frage lautet: Warum sollten Christen, die so unterschiedlich und bunt sind, Israel als Freund zur Seite stehen?

Der Glaube an den Gott Israels

Christen verbindet der Glaube an den Einen. Dieser Eine nennt sich „Gott Israels“ – rund zweihundertmal wird das in der Bibel bezeugt. Wie sagte Zacharias, der Vater von Johannes dem Täufer, erfüllt vom Heiligen Geist: „Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat sein Volk besucht und ihm Erlösung bereitet.“ Dieser eine Gott ist nicht nur derjenige, der die Welt geschaffen hat. Er ist auch der Eine, der sich mit Israel ein Volk aus allen Völkern erwählt hat, dieses Volk aus der Knechtschaft in Ägypten befreit hat und mit diesem Volk einen Bund geschlossen hat. Beim Propheten Sacharja lesen wir: „Denn so spricht der HERR der Heerscharen: Nachdem die Herrlichkeit [erschieden ist], hat er mich zu den Heidenvölkern gesandt, die euch geplündert haben; denn wer euch antastet, der tastet seinen Augapfel an!“

Wenn also Christen an den einen Gott glauben, der sich als der „Gott Israels“ vorstellt – an wessen Seite sollten Christen stehen,

besonders wenn Israel angegriffen wird, sich verteidigen und seine Entführten zurückbringen muss?

Bibel und gemeinsame Werte

Immer wieder ist von „jüdisch-christlichen Werten“ die Rede. Wir teilen als Juden und Christen – bei allen Differenzen im Detail – dieselben Grundwerte über den Menschen, der von Gott geschaffen und geliebt ist. Und der das, was er von Gott erfährt, leben und weitergeben soll. Das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, wie wir es aus dem 5. Buch Mose kennen, wird von Jesus wieder aufgegriffen und ist Grundlage für eine Kultur der Wertschätzung.

Das zeigt schon: Die „jüdisch-christlichen Werte“ beruhen auf der Bibel, deren Bücher (mit Ausnahme von Lukas) alle von Juden geschrieben wurde. All diese jüdischen Autoren hatten eine besondere, liebevolle Beziehung zu Israel. Hören wir auf Paulus, der trotz aller Differenzen schrieb: „Ich sage die Wahrheit in Christus, ich lüge nicht, wie mir mein Gewissen bezeugt im Heiligen Geist, dass ich große Traurigkeit und unablässigen Schmerz in meinem Herzen habe. Ich wünschte nämlich, selber von Christus verbannt zu sein für meine Brüder, meine Verwandten nach dem Fleisch, die Israeliten sind, denen die Sohnschaft und die Herrlichkeit und die Bündnisse gehören und die Gesetzgebung und der Gottesdienst und die Verheißungen; ihnen gehören auch die Väter an, und von ihnen stammt dem Fleisch nach der Christus, der über alle ist, hochgelobter Gott in Ewigkeit.“ (Römer 9, 1-5)

Jesus Christus

Jesus war Jude, in Israel geboren, als Sohn einer jüdischen Frau. Er hat praktisch sein ganzes Leben nur in Israel gelebt und betont, dass er zunächst „zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“ gekommen ist (Matthäus 15, 24). Der jüdische Religionswissenschaftler Pinchas Lapide schrieb: „Jesus war keineswegs ein lauwarmer Randjude, sondern ein Kernjude, dessen Judesein von seinem Menschentum nicht getrennt werden kann.“ Und Lapide betonte an anderer Stelle: „Dieser Jesus war so torahtreu, wie ich es nur zu sein hoffe. Ich habe aber den Verdacht, dass Jesus torahtreuer war als ich, ein orthodoxer Jude, es bin.“

Vor allem aber war und ist Jesus der Christus. Das ist das griechische Wort für „der Gesalbte“. Doch dieser Ausdruck steht für den hebräischen Ausdruck „Maschiach“ – und das bedeutet „König der Juden“. Unser Herr und Erlöser ist also nicht zu trennen von seinem Land und seinem Volk. Er hat über Jerusalem geweint und gesagt: „Wenn doch auch du erkannt hättest, wenigstens noch an diesem deinem Tag, was zu deinem Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ (Lukas 19,42) Vor allem aber hat er sein Leben gegeben für die Sünden seines Volkes Israel und für die Sünden aller, die zu Ihm kommen und Ihn annehmen. Er führt die Völker in eine neue Beziehung mit dem Gott Israels und erneuert den Bund des Volkes Israels mit dem Gott Israels!

An wessen Seite sollten Menschen stehen, die sich mit diesem größten Juden aller Zeiten verbunden fühlen? Natürlich nicht



Solidarität mit Israel und der Ukraine vor der Bayerischen Vertretung in Berlin.

nur an Israels Seite! Dem jüdischen Messias zu folgen, das bedeutet seinen Nächsten zu lieben, wer immer er ist, für Gerechtigkeit zu stehen, auf Leiden in der Welt zu antworten und vieles Mehr. Aber ohne dabei zu vergessen: Israel ist Sein geliebtes Volk!

Dabei gilt auch: Ein wahrer Freund applaudiert nicht nur. Ein wahrer Freund ist auch manchmal kritisch, spricht Fehler und Ungerechtigkeiten an, schlägt bessere Alternativen vor. Aber das eben als Freund. Ein wahrer Freund applaudiert nicht nur, aber er kehrt einem auch nicht den Rücken.

Christen glauben an den Gott Israels durch den Messias Israels, Jeschua. Sie schätzen die Bibel Israels und stehen für dieselben Werte ein. An wessen Seite sollten Christen stehen?

Am Israel Chai! ■

Igor Swiderski ist Leiter der jüdisch-messianischen Gemeinde „Ets Haim“ (Baum des Lebens) in München, die zum Beit Sar Shalom Evangeliumsdienst e.V. gehört. Er hat bei dem vom ABC veranstalteten Christustag im Rahmen des Deutschen Evangelischen Kirchentags in Nürnberg mitgewirkt. Dieser Beitrag ist eine gekürzte Fassung einer Rede bei einer Veranstaltung zur Solidarität mit Israel am Münchner Königsplatz am 3. März 2024

Die Kirche ist kein Club von Gleichgesinnten

Zum Umgang der Kirchen mit der AfD

Von Hans-Joachim Vieweger

Keine Frage: Die AfD hat sich in den vergangenen Jahren massiv radikalisiert. Ehemalige Parteimitglieder begründen ihren Austritt damit, dass sich rassistische Haltungen immer breiter gemacht haben und der so genannte „völkische“ Flügel mehr und mehr Einfluss gewonnen hat. Dass Christen daran Kritik üben und darauf hinweisen, dass bestimmte Positionen dem christlichen Menschenbild widersprechen, ist nicht nur richtig, sondern geboten.

Die jüngsten Unvereinbarkeitsbeschlüsse aus Kirche und Diakonie halte ich aber aus theologischen Gründen für falsch. Sie grenzen nicht nur bestimmte Positionen aus, sondern Menschen – und das widerspricht dem Kern des Evangeliums. Jesus unterscheidet klar zwischen Kritik in der Sache und der Liebe zu den Menschen. Vor allem aber gilt: Niemand darf vom Evangelium ausgeschlossen werden. Alle sollen von Jesus erfahren, egal welche Meinungen sie vertreten, egal ob sie mir sympathisch sind oder nicht.

Jesus ist da das beste Vorbild. Er hat keineswegs alles gutgeheißen, was seine Zeitgenossen so alles getrieben haben. Manchen hat er gehörig die Meinung gesagt – und zugleich deutlich gemacht, wie sehr er sie als Menschen schätzt. Was wäre gewesen, wenn Jesus die Parias seiner Zeit, die Zöllner, gemieden hätte? Wir wüssten nicht von Zachäus, der durch die Begegnung mit Jesus ein ganz neues Leben beginnen konnte.

Vor allem aber: Die Kirche ist – als Jesus-Gemeinschaft – kein Club der Gleichgesinnten. Wer dagegen wie Diakonie-Präsident Schuch sagt „Diese Leute können sich im Grunde auch nicht mehr zur Kirche zählen“ und den Ausschluss von AfD-Wählern aus der eigenen Mitarbeiterschaft fordert, grenzt in unbiblischer Weise aus. Denn es gibt eben auch Christen, die bei der Abwägung, wo sie sich politisch am besten vertreten fühlen, bei der AfD landen. Das mögen Christen in anderen Parteien schrecklich finden (auch ich tue mich damit schwer), doch wir bleiben bei aller Unterschiedlichkeit Schwestern und Brüder im Glauben. Die lutherische Zwei-Reiche-Lehre ist hier sehr hilfreich – und letztlich friedensfördernd, denn sie zeigt, wie wichtig es ist zwischen den letzten und den vorletzten Dingen zu unterscheiden.

Das hat auch Konsequenzen für die haupt- und ehrenamtliche Mitarbeit in der Kirche. Klar ist: Wer gegen Ausländer hetzt, hat in einem Kirchenvorstand nichts zu suchen. Einen kollektiven Ausschluss von AfD-Mitgliedern bzw. Sympathisanten kann es aber nicht geben. Wer, wie die bayerische Kirchenleitung in ihrer jüngst verabschiedeten Erklärung allen (!) Mitgliedern der (heutigen) AfD „Menschenfeindlichkeit und völkischen Nationalismus“ unterstellt, begibt sich selbst auf die Ebene von „Fake News“. Entscheidend bei der Frage des Engagements zum Beispiel im Kirchenvorstand ist, dass Menschen bereit und in der Lage sind, gemäß dem Evangelium Verantwortung in der Kirche zu übernehmen. Das ist immer im Einzelfall zu prüfen – und nicht nur bei Anhängern der AfD. ■

Volkskirche? Ja bitte!

Von Johannes Göppfarth

Immer wieder gibt es Kritik an dem Modell der Volkskirche, häufig aus theologisch konservativen Kreisen. Und das gerade mit Blick auf Entwicklungen, die als unvereinbar mit Schrift und Bekenntnis angesehen werden. Doch beide spielen weiter eine hervorgehobene Rolle in unserer Landeskirche, denn wer den Prozess kennt, um Religionspädagoge, Diakon oder Pfarrer unserer Kirche zu werden, der weiß auch, dass hier nach dem individuellen Verständnis von Schrift und Bekenntnis verbindlich gefragt wird.

Bei einigen Schlüsselpunkten mag das individuelle Verständnis bei vielen recht ähnlich aussehen: zum Beispiel bei den Themen Erlösung, Auferstehung und der Frage nach dem ewigen Leben. Bei anderen Fragen können die Ansichten aber stark differieren. Sind wir uns einig, wann der Mensch vor Gottes Gericht erscheint? Direkt nach dem Tod oder erst später am Ende aller Tage, also alle Menschen gleichzeitig? Ich bezweifle, dass wir hier zu einem einheitlichen theologischen Votum kommen.

Der Theologe Timothy Keller hat unterschieden zwischen primären und nicht-primären theologischen Wahrheiten. Sollten wir in diesem Sinn nicht viel mehr den Fokus auf Jesus Christus legen als auf irgendwelche „Randthemen“ (Kolosser 2,3)? Wenn es um Jesus Christus und sein Heilswerk geht, dürfen wir den Diskurs nicht scheuen und müssen klar und deutlich bekennen. Bei anderen theologischen Themen jedoch sollten wir Gnade und Barmherzigkeit erweisen, wie sie Jesu selbst an uns erwiesen hat.

Allein schon diese Aufgabe ist für eine Volkskirche herausfordernd genug. Denn man ist ein unsichtbares Kirchlein in einer großen verfassten Kirche, wie schon Luther passend anmerkte. Doch hierin liegt auch das wunderbare Potenzial einer Volkskirche: Evangelisation beginnt in der eigenen Kirchengemeinde. Das Ziel muss sein, dass die unsichtbare Kirche immer deckungsgleich wird mit der sichtbaren Kirche. Ich ergänze provokant: Von allem Ballast, der uns von diesem Ziel abhält, müssen wir loslassen.

Klar: Jeder einzelne Christenmensch hat sein Profil, und das ist gut so! Auch dafür ist Platz in unserer Kirche. Wir haben nicht nur verschiedene Gaben (1. Korinther 12), sondern auch – würde ich ergänzen – viele verschiedene Meinungen. Und auch das ist gut so. Denn wenn wir eine multiplurale Gesellschaft mit dem Evangelium erreichen wollen, brauchen wir zwei Sachen: 1. Das Evangelium 2. Vielfalt.

Das Evangelium beantwortet die Frage nach dem Heil mit der Erlösung durch Jesus Christus. Das Evangelium beantwortet nicht alle ethischen Frage – hier gab es im Laufe der Kirchengeschichte durchaus unterschiedliche Antworten in verschiedenen Themen.

Als Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu sind wir berufen sein gutes Evangelium mit den Menschen zu teilen. Die Menschen sind verschieden, so werden wir sie auch als Menschen in aller Unterschiedlichkeit und auf verschiedenen Wegen mit demselben Evangelium erreichen.

Daher sage ich: Volkskirche? Ja bitte! ■

Johannes Göppfarth hat Theologie studiert und sich u.a. im Theokreis München engagiert.

Das Streben nach Weisheit führt zu Jesus

Von Dr. Jonathan Kühn

„Jäger des verlorenen Verstandes“ – es ist kein Zufall, dass der Wortakrobat, MDR-Chefreporter und Cineast Markus Spieker bereits im Titel seines neuesten Buches ausgerechnet bei dieser Filmfigur anknüpft: Indiana Jones. Ganz ähnlich wie der berühmte Archäologe mit Lederjacke, Hut und Peitsche mutet auch die Suche des promovierten Historikers Spieker keineswegs trocken und muffig an. Er bleibt stattdessen seinem Stil treu und formuliert pointiert, gut lesbar und immer wieder mit hörbarem Augenzwinkern.

Spieker fordert seine Leser heraus, sich mit ihm auf die Reise zu begeben – und mit seinem rasanten Tempo Schritt zu halten. Die kleinen „Zwischenstopps“ nach den Großkapiteln dienen, stimmig zum Reise- und Abenteuer-Motiv, als Rastplätze, in denen der Autor zurück und nach vorne sieht.

Indes sind nicht allein Titel und Duktus seines Buches sprachlich und stilistisch eine geschickte Anleihe beim großen Kinohelden Indiana Jones. Vielmehr ist die ganze literarische Unternehmung, wie auf der Kinoleinwand so auch im gebundenen Journal, eine Jagd, ein Suchen, ein Streben: Spieker hat über Jahre dem kaum konkret greifbaren Phänomen „Weisheit“ nachgespürt, ihm geradezu nachgestellt. Welche Literaturberge er hierbei bezwungen hat, lässt – neben dem fulminanten Inhalt auf rund 630 Seiten selbst – das Literaturverzeichnis erahnen (17 Seiten!).

Umso weniger kann verwundern, was Spieker seinen Lesern im besten Sinne „zumutet“. Dicht geballt und mitunter knapp stellt er eine kaum zu überblickende Zahl von Denkern verschiedenster Fachrichtungen vor, von der Antike bis in die Gegenwart. Da findet sich Blaise Pascal ebenso wie Aristoteles, Hannah Arendt oder Johann Georg Hamann, Madonna wie Karl Barth. Manche nimmt der Verfasser zustimmend auf, andere kritisch – aber alle haben etwas beizutragen zu seiner Mission: durch pirschende Annäherung der Weisheit ansichtig zu werden! Dabei kann es nicht ausbleiben, dass auch der aufmerksame Leser irgendwann den Überblick verliert: so viele Namen, so viele Zitate, so viele paraphrasierende Zusammenfassungen! Gut, dass man noch mal zurückblättern kann.

Gleichzeitig unterstreicht die detaillierte Nachzeichnung seiner Suche, wie komplex das Thema ist – ein wahrlich „weites Feld“! – und wie leicht man sich darin verlieren könnte. Beklagenswert ist dementsprechend das Fehlen eines Sach- oder zumindest doch Namensregisters, welches die gezielte Suche nach einer bestimmten Referenzgröße erlauben würde. (Wie war das noch einmal mit Odo Marquard? Stand das im gleichen Kapitel wie die Abhandlung zu C.S. Lewis?)

Die Anlage des Buches ist derweil eine systematische – und das gleich in doppelter



Hinsicht. Zum einen schließt Spieker damit seine aktuelle Trilogie ab, wie er gleich in der Einleitung erläutert. Nach „Übermorgenland“ (2019), einem Band zur Ökologie im Sinne der „globalen Rahmenbedingungen unserer Existenz“ (S.13), widmete der Journalist sich in „Jesus. Eine Weltgeschichte“ (2020) der Theologie. Mit dem nun vorgelegten dritten Band richtet er den Blick auf die Anthropologie, mithin der „Menschenweisheit“, wie Spieker diesen Fachterminus interpretiert. Inhaltlich analysierte er somit zunächst die gegenwärtige Lebenswelt und ihre zu erwartende Zukunft. Anschließend lag der Fokus auf dem göttlichen Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, wodurch Weltgeschichte geschrieben wurde, die noch längst nicht am Ende ist. Zuletzt nun gilt Interesse des Autors: dem Menschen mit seiner Fähigkeit, große Fragen zu stellen und über Antwortangebote nachzusinnen.

Bereits quantitativ zeigt sich, wie sehr die drei Bücher ein Ganzes bilden. Schließlich hat Spieker – neben seiner Berufs- und Vortragstätigkeit – in den drei Büchern binnen fünf Jahren insgesamt knapp 2.000 Seiten veröffentlicht. Dass im gleichen Zeitraum ein weiteres Buch zu Fjodor Dostojewski erschien, für das er zusammen mit David Bühne verantwortlich zeichnet, kann bei diesem immensen publizistischen Engagement kaum mehr verwundern. Systematisch ist sein jüngstes Werk unterdessen auch in sich: Fünf Hauptteile sind es, die jeweils einen zentralen Aspekt der umfassenden Thematik beleuchten. „Der Feind der Weisheit“ bildet den ersten, „Die Wege der Weisheit“ den abschließenden. Das erleichtert bei aller Rasanz, dem Reiseführer Spieker wenigstens einigermaßen zu folgen.

Inmitten der Abenteuerlust und Hochgeschwindigkeit des Vorgehens will Spieker als „Jäger des verlorenen Verstandes“ allerdings nicht allein nachzeichnen, was zuvor so viele andere zur Weisheit festgehalten haben. Vielmehr hat er selbst eine klare Botschaft – und die ist eine im Kern wörtliche Anlehnung an den zweiten Band seiner Trilogie und weiterhin der, von dem er schon früher zeugte: Jesus. Denn so deutlich er zeichnet, was sich alles über die Weisheit sagen, denken und diskutieren lässt, so bleibt dies nach Spieker am Ende immer Stückwerk, oder vielmehr: ein Streben, das auf Erden nie zum „Besitzen“ führen kann. Entsprechend können gerade die Menschen als weise gelten, die sich nicht dafür halten – und umso klarer auf den schauen, der am Ende alles Strebens nach Weisheit steht. Ganz kompakt also: Kolosser 2,3.

Programmatisch endet Spiekers Buch genau in diesem Sinne, indem ein Weisheits-Mix präsentiert wird, sieben Erkenntnisse, „die hoffentlich zu einem weisen Verständnis von uns selbst, der Welt und Gott verhelfen“ (S.610) Deren finaler Punkt heißt „Jesus Christus“ – „Weise Menschen gehen Ihm entgegen“. (S.624) Wie das vonstatten geht, deutet Spieker mindestens an, indem er auf das sog. Kinderevangelium rekurriert (Matthäus 18). Demnach ist es die demütige, empfangende Haltung der bildungshungrigen und aufgeschlossenen Kinder, die sie empfänglich macht für das Himmelreich – und für Spieker in gleicher Weise auch für die Weisheit.

Es kann kaum verwundern, dass die von Markus Spieker in seinem jüngsten „Wälzer“, wie er selbstironisch formuliert, vorgestellte Weisheitsschule nicht in ein oder zwei Sätzen

zusammengefasst werden kann. Außer vielleicht: Alles Streben nach Weisheit bleibt Stückwerk und läuft letztlich auf Jesus zu, wenn es wirklich eine Annäherung an Weisheit ist. Aber das macht auch gar nichts. Denn auch im Fragment gelingt es dem Historiker und begnadeten Autoren einmal mehr, seine Leser herauszufordern, anzuregen und auf eine Spur zu setzen, die aller-

hand Erkenntnisse bereithält – und zugleich Fahrten legt, denen man selbst nachgehen könnte. Indiana Jones würde seinen Fedora-Hut ziehen!

Markus Spieker,
Jäger des verlorenen Verstandes.
Eine Weisheitsschule, fontis Basel 2023,
29,90 Euro.

Wie wir wieder werden, was wir sind: Abenteurer der Nachfolge in einer nachchristlichen Gesellschaft

Eine Buchempfehlung von Carolin Esgen

Im Klappentext des Buches „Christen sind Fremdbürger“ von Stanley Hauerwas und William H. Willimon in der deutschen Übersetzung von Bernd Wannenwetsch ist zu lesen: „Als ‚Paroikoi‘ – als Halbbürger und Fremdling und doch auch als Hausgenossen Gottes – bezeichnet Paulus den Stand der Christen (siehe Epheser 2,19). Heute, wo sich der Leitungsanspruch des Christlichen verflüchtigt, bekommt diese urchristliche Sichtweise wieder spürbar Bedeutung!“ Damit greift Stanley Hauerwas auf, was so mancher Christ in einer vorwiegend nicht-christlichen Gesellschaft inzwischen spürt: das Gefühl der Andersartigkeit.

Fremdbürger – im amerikanischen Original „Resident Aliens“ – sind Christinnen und Christen auch als Gemeinde, als Gemeinschaft zwischen weltlichen Gruppen, Kreisen und Vereinen; hier liegt der besondere Schwerpunkt des Buches. Wo sich die christliche

Gemeinde als Leib mit vielen Gliedern und mit Jesus Christus als Haupt versteht und entsprechend handelt, wird sie sich tatsächlich als fremd in einer nicht-christlichen Gesellschaft sehen und von dieser auch so wahrgenommen werden.

Offen und klug analysieren Hauerwas und Willimon die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und wovon es sich zu verabschieden gilt. Sie arbeiten heraus, was Nachfolge als Abenteuer in einer nachchristlichen Gesellschaft konkret für das Miteinander in der Gemeinde, in der Kirche bedeutet. Sie begeben sich auf die Suche nach den „richtigen“ theologischen Fragen, setzen sich dabei kurz mit Gedanken einiger prägender Theologen auseinander – allgemeinverständlich und zum Selbstdenken anregend. Die zutreffenden Analysen und Beobachtungen der kirchlichen Wirklichkeit werden den Leser in Deutsch-



land von heute verblüffen, wenn er bedenkt, dass er einen US-Best- und Longseller der 90er-Jahre in den Händen hält – auch wenn das Buch überarbeitet wurde. Der systematische Theologe Prof. Dr. Bernd Wannewetsch hat es nicht nur fachkundig übersetzt, sondern zudem ein hilfreiches Vorwort verfasst: eine Art Gebrauchsanweisung für die Lektüre des Buches. Seine kurzen Erläuterungen zur Verwendung des überführenden und des evangelischen „Wir“ zu lesen, dürfte gerade aufmerksame Predigthörer und Predigende interessieren und auch ein Schmunzeln hervorlocken. Die Ausführungen Wannewetschs helfen des Weiteren, eine vorschnelle Einordnung der Autoren in politische oder theologische Schubladen zu vermeiden. Möglicherweise wird sich der eine oder die andere gelegentlich überraschen lassen dürfen – oder müssen.

Mitten aus der kirchlichen Praxis sprudeln Impulse und Ermutigungen für Gemeinden und Gemeindeleitende. Beide Theologen nimmt man als begeistert Glaubende und in der Kirche verwurzelt wahr. Der eine wird als ‚bester‘ Theologe Amerikas bezeichnet (eine Kategorie der Bewertung, die Hauerwas selbst als für die Theologie als nichtzutreffend ablehnt), der andere ist Pastor und Bischof in der vereinigten methodistischen Kirche, erfahrener Seelsorger, Gemeinde- und Kirchenleitender. Willimon und Hauerwas sind zudem Lehrende in der Pfarrerausbildung. Die Liebe beider zur Kirche Jesu Christi, zu den Gemeinden als Kirche vor Ort leuchtet nicht nur zwischen den Zeilen hindurch, sondern wird auch nüchtern und klar benannt. Hier schreiben Christen, die keinen Hang zum Schwärmerischen haben, aber sich auch nicht in verkopfter Prinzipienreiterei verlieren.

Hauerwas und Willimon packen im dritten Buchteil eine „geistliche Ausrüstung“ zusammen, die Christen als Bürger in der Welt und als Bürger des Himmelreichs die Nachfolge Jesu Christi möglich machen soll. „Bürgerschaft“ ist dabei weder geographisch noch national zu verstehen. Betont wird die Zugehörigkeit und Treue zu Gott. Die Autoren haben die weltumspannende Kirche – gerade ohne Weltfremdheit - im Blick. Sie erzählen aus dem Gemeindealltag und machen auf diese Weise Erkenntnisse greifbar. Das fruchtbare Miteinander von Pfarrerinnen und Pfarrern und den ehrenamtlichen Gemeindeleitenden wird praxisrelevant herausgearbeitet. Hauerwas und Willimon ermutigen Kirchenvorsteherinnen und -vorsteher, Pfarrerinnen und Pfarrer durch geistliches Hinterfragen des diakonischen und kirchlichen Handelns zu unterstützen. Gleichzeitig stärken die Autoren den Pfarrerinnen und Pfarrern mit der biblischen Sicht auf Gemeindeleitung den Rücken, fordern sie gleichzeitig damit heraus und beschreiben souveränes Hinhören und Entscheiden.

Mit dem Christushymnus des Philipperbriefs nehmen die Autoren die Leserinnen und Leser gleich zu Beginn mitten hinein in das, was Gott für seine Menschen in Jesus Christus getan hat und schließen ihre Ausführungen mit Paulus' Worten an die Gemeinde in Ephesus „... zu jeder Zeit furchtlos und voller Zuversicht zu Gott kommen [zu können], weil wir an ihn glauben.“ (Epheser 3,12; Hfa).

Hauerwas und Willimon gelingt etwas Besonderes: diese Ausführungen über Gemeinde und Nachfolge lenken den Blick in die Bibel, in die Kirche, in die Gemeinde. Man bleibt nicht unbeteiligt, sondern fühlt sich ermutigt,

die Zuschauerrolle des Kirchenkritisierenden zu verlassen und stattdessen das Abenteurer Kirche aktiv mitzugestalten.

Stanley Hauerwas, William H. Willimon, Christen sind Fremdbürger (übersetzt und eingeleitet von Bernd Wannewetsch), 250 Seiten, fontis Basel, 2016, 16,99 Euro.

Antichrist, Endzeit und die Gemeinde Jesu – eine Zusammenschau

Dieser Sammelband ist dem großen Erlanger Theologen Manfred Seitz gewidmet, der 2023 95 Jahre alt geworden wäre. Von Seitz ist im Sammelband eine Bibelarbeit zu Markus 13 enthalten, die sich auf Basis des Textes mit dem Antichristus und den Phänomenen unserer Zeit auseinandersetzt – immer im Hinblick darauf, wie wir uns als Gemeinde zu Christus halten. Während der Kieler Pfarrer und Publizist Dieter Müller eines der wichtigsten literarischen Werke zum Thema „Antichrist“ vorstellt, zeigt Harald Seubert als Philosoph die Bedeutung des Themas auf. Als Neutesamentler hat Jacob Thiessen das Thema gründlich bearbeitet und dabei auch Vorstellungen und Quellen aus der antiken jüdischen Kultur befragt. Andreas Späth untersucht in seinem Beitrag die Städte der Sieben Sendschreiben archäologisch und mit Hilfe frühchristlicher Literatur. Er zeigt den in den Schreiben vorhandenen Lokalbezug auf und legt die Texte dann auch für den Bibelleser aus. Helmut Matthies stellt dem Leser vor Augen „Was uns als Christen erwartet“ und schließt damit den Kreis ebenso wie den Band.

Helmut Matthies, Dieter Müller, Manfred Seitz (+), Harald Seubert, Jacob Thiessen, Andreas Späth (Hrsg.), Antichrist, Endzeit und die Gemeinde Jesu – eine Zusammenschau. 396 Seiten, Logos Editions, 9,95 Euro.



Zugerüstet ins Pfarramt

Von Felix Schricker

In den ABC-Nachrichten 2021.3 haben wir den Theokreis München vorgestellt, in dem sich Münchner Theologie-Studenten austauschen. Hier nun Informationen zum Theokreis Leipzig.

Der Theokreis Leipzig prägt seit knapp 20 Jahren das Studium vieler Theologiestudenten aus allen Landeskirchen. Er tut dies aus der Erkenntnis heraus: Ich kann nur als ganzer Mensch Theologie studieren, und ich kann meinen Glauben nicht vom Studium trennen. So wie ich in der Gegenwart Gottes bete oder den Gottesdienst besuche, so kann ich nur unter der Leitung des Heiligen Geistes und in christlicher Gemeinschaft fruchtbar Theologie studieren. „Theologie“ im wörtlichen Sinn ist also vor allem Hören auf das Wort des Dreieinigen Gottes. Ziel unserer Arbeit ist es, dass Studenten erfahren, wie heilsam es ist, „alle Gedanken unter den Gehorsam Christi gefangen“ (2. Korinther 10,5) zu geben.

Wie machen wir das konkret? Ein Leitungsteam, bestehend aus Theologiestudenten und hauptamtlichen Studienassistenten, verantwortet die Arbeit. Wir treffen uns mehrmals wöchentlich zum gemeinsamen Gebet, Lobpreis und Abendmahl im Andachtsraum unserer Fakultät. In Zweierschaften und Seelsorge begleiten wir uns gegenseitig. Darüber hinaus bieten wir Lektürekurse und Kleingruppen an, in denen wir u.a. die Bibel in Ursprachen übersetzen oder wichtige theologische Werke lesen, wie z.B. Werke Bonhoeffers oder die Predigtlehre von Michael Herbst. Alle zwei Wochen laden wir Referenten ein, die uns in ein theologisches Thema einführen, wie in diesem Semester in „Christus im AT“ oder „Taubblindenseelsorge“. Mit unseren Angeboten erreichen wir derzeit um die 50 Studenten.

Dabei legen wir Wert auf biblisch-hermeneutische Grundfragen. Wir fördern die kritische Auseinandersetzung mit der historisch-kritischen Theologie. Wir tun dies auch, indem



wir zur Entfaltung einer biblischen Theologie anleiten. Das tun wir ohne Angst und Frust. Denn Studenten, die im Theokreis aktiv sind und an der Universität wachsam studieren, werden geschult, problematische Lehre zu erkennen und sind damit für den späteren Dienst in der Gemeinde gut gerüstet, wo sie leider zunehmend mit Ähnlichem konfrontiert sein werden.

Nachdem die bayerische Landeskirche nun gemeinsam mit der sächsischen Landeskirche ihre Vikare ausbildet, ist es vielleicht nicht verwunderlich, dass wir uns hier

vorstellen. Für bayerische Theologen war und ist Leipzig ein beliebter Studienort. Deshalb unsere Bitte: Beten Sie für unsere Arbeit und für Erweckung unter Professoren, Mitarbeitern und Studenten. Gerne können Sie uns auch finanziell unterstützen, damit wir auch in Zukunft hauptamtliche Studienassistenten beschäftigen können. ■

Weitere Informationen sind zu finden unter: www.theokreis.de
Gerne können Sie mir auch persönlich schreiben: felix.schricker@theokreis.de

GAE: Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums



„Gehet hin in alle Welt“ – diesem Aufruf von Jesus Christus aus Matthäus 28,19 folgt die GAE, im Jahr 1900 in

Eisenach gegründet, nunmehr seit über 120 Jahren. Die Aufgabe, Menschen mit der Botschaft des Evangeliums zu erreichen, wurde in dieser Zeit von vielen engagierten Menschen angenommen und mit den Möglichkeiten der jeweiligen Ära umgesetzt.

Als der amtierende Vorsitzende Bill Holler noch ein Kind war, durfte er dabei mithelfen, kleine Traktate (damals hießen sie noch nicht „Flyer“) zu falten und in Briefumschläge zu stecken. Sie wurden nicht zugeklebt, weil dazu noch der Stempel „Drucksache“ und eine Briefmarke von damals 10 Pfennigen aufgebracht wurden. Dann wurden diese

Briefe an viele, vorwiegend evangelische Christen verschickt. Sowohl Bill als auch sein Bruder Pfr. i. R. Christian (Geschäftsführer der GAE) kamen also früh in Kontakt mit der GAE, weil ihr Vater Karl Holler vor etwa 65 Jahren der Geschäftsführer dieser Gesellschaft war.

Jahrzehnte später haben die Brüder wieder Kontakt zur GAE gefunden und sich gerne und engagiert in den Dienst dieses Vereins gestellt. Die GAE stellte sich personell und strategisch neu auf. Die Briefe von damals wurden größtenteils durch digitale Medien ersetzt. Die großen Herausforderungen der Pandemie konnten durch die Möglichkeiten des Internets überwunden werden. Daher fanden Veranstaltungen sowohl als Online-Konferenzen statt als auch in begrenztem Umfang als persönlichen Treffen im kleineren Kreis.



Die GAE-Vorsitzenden Pfr. Prinz Philipp von Preußen und Bill Holler.

Eine Veranstaltung, die im Jahr 2020 ins Leben gerufen wurde, ist der „Berliner Tag der GAE“, der jeweils Anfang Mai stattfindet. Dabei werden jeweils aktuelle Themen und interessante Referenten im Fokus stehen. In diesem Jahr geht es um das Thema „Die Schöpfung bewahren in einer politischen Welt der Ideologien: Klima, Gender, Wert des Lebens.“

Die GAE möchte daran mitwirken, dass Christen sich insbesondere auf die Mahnung Jesu zur Einheit besinnen. Johannes 13,34-35: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander liebt. Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.“ Aus diesem Grund wurde die GAE weiterentwickelt zu einer ökumenisch geprägten christlichen Organisation. Angesichts der Liberalisierung vieler kirchlicher Einrichtungen und den zunehmenden Kir-

chenaustritten ist es nach unserer Ansicht für die Christen existenziell notwendig, die konfessionellen theologischen Unterschiede in den Hintergrund zu stellen und die Gemeinsamkeiten im Glauben und der Botschaft zu betonen und damit ein klares Zeugnis für Jesus Christus zu geben.

Der Vorstand bildet mit dem Vorsitzenden Bill Holler, seinem Stellvertreter Pfarrer Prinz Philip von Preußen und dem Geschäftsführer Pfarrer i.R. Christian Holler ein engagiertes Team. Ein prominent besetztes Kuratorium ist eine wertvolle Hilfe; Mitglieder dieses Kuratoriums sind: Schwester Teresa Zukic, Pastor Uwe Heimowski, Pfarrer Heiko Bräuning sowie Fritz Schroth. ■

Weitere Informationen unter:

www.g-a-e.de

Oder direkt beim Vorsitzenden Bill Holler: billholler@g-a-e.de

Termine – herzliche Einladung!

■ 19. - 21. Juli 2024

Apokalypse now?

Zeitzeugen der Offenbarung Gottes

Jahrestagung der KSBB u.a. mit Prof. Dr. Jacob Thiessen, Rektor der STH Basel und Prof. Harald Seubert in Kloster Plankstetten
www.ksbb-bayern.de

■ 21. September 2024

Marsch für das Leben in Berlin

Mitfahrgelegenheiten ab Nordbayern bei Pfr. Martin Kühn (pfarrer.martin.kuehn@web.de)



■ 03. Oktober 2024

Christustag Bayern zum Thema

„Jesus – Mitte der Gemeinde“

Veranstaltungen finden voraussichtlich in Gräfensteinberg, Hersbruck, Lichtenfels, Lohr a. Main, München und Regensburg statt. Mit dabei sind u.a. Roman Fertinger, Maïke Sachs und Rolf Sons.
www.christustag-bayern.de



■ 12. Oktober 2024

Studientag des ABC zum Thema

„Was ist der Mensch?“

mit Markus Hoffmann vom Institut für dialogische und identitätsstiftende Seelsorge und Beratung / wüstenstrom in Gunzenhausen
www.abc-bayern.de

■ 9. November 2024

Christlicher Pädagogenstag auf der Hensoltshöhe in Gunzenhausen zum Thema

„Christliches Menschenbild und pädagogische Alltagspraxis“

Referenten sind u.a. Christina Härle, Schulleiterin der Lukas-Schule München (Grund- und Mittelschule) und Simon Leutz, Oberstudienrat an einer Münchner Berufsschule und Lehrbeauftragter
www.geistliches-zentrum-hensoltshoehe.de



Seminare zum Thema

„Geistlich leiten“ im Jahr 2025

Nach den Neuwahlen der Kirchenvorstände im Oktober bieten wir im kommenden Jahr zwei Seminare zum Thema „Geistlich leiten“ an. Es sind sowohl ganze Kirchenvorstände als auch einzelne Kirchenvorsteher eingeladen, daran teilzunehmen.

28./29. März 2025 in Neuendettelsau u.a. mit Pfr. Swen Schönheit und Dekan Till Roth

16./17. Mai 2025 in Schwarzenbach a.d. Saale

ABC-Stellungnahme zum „Selbstbestimmungsgesetz“:

Der Deutsche Bundestag hat am 12. April mehrheitlich das so genannte „Selbstbestimmungsgesetz“ verabschiedet. Es löst das bisherige Transsexuellengesetz ab und erlaubt ab November die Änderung von Namen und Geschlechtseintrag vor dem Standesamt.

Es ist vielfach kritisiert worden, dass dabei der Schutz von Frauen, Kindern und Jugendlichen auf der Strecke zu bleiben droht. Missbrauchsmöglichkeiten gerade für Männer, die sich als Frauen ausgeben, sind Tür und Tor geöffnet. Höchst bedenklich ist auch, dass unter bestimmten Umständen mit einem Bußgeld belegt werden kann, wer eine Person nach der Änderung von Namen und Geschlechtseintrag mit dem alten Namen anspricht. Der ABC Bayern teilt diese Kritik, sieht aber tiefer liegende Probleme, die mit der Abkehr von der biblischen Geschlechterordnung zusammenhängen.

Hier wird nicht bestritten, dass es Menschen gibt, die an ihrem biologischen Geschlecht leiden. Als problematisch empfinden wir aber, dass die Geschlechtlichkeit mit dem neuen Gesetz scheinbar in das Belieben jedes und jeder Einzelnen gestellt wird und dass damit die gute Schöpfungsordnung Gottes infrage gestellt wird.

Wir bedauern insbesondere, dass sich die Kirchen kaum an der Debatte um das „Selbstbestimmungsgesetz“ beteiligt haben und dass – mit Ausnahme des Passauer Bischofs Stefan Oster – biblisch-theologische

Argumente in den Voten und Diskussionsbeiträgen fast keine Rolle gespielt haben. Zur Aufgabe der Kirche gehört es nicht nur, ihr Mitgefühl mit Menschen auszudrücken, sondern den Willen Gottes und die Möglichkeiten von Veränderung und Selbstannahme im Glauben aufzuzeigen.

Wir stellen fest: Das Gesetz missachtet biologische Gegebenheiten, die in der Schöpfung grundgelegt sind und die für alle Menschen gelten, ungeachtet, ob sie an den dreieinigen Gott glauben oder nicht. Laut 1. Mose 1,27 erschuf Gott den Menschen zu seinem Bilde als Mann und Frau. Wenig später heißt es: *Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.* (1. Mose 1,31).

Mit dem „Selbstbestimmungsgesetz“ wird genau dies infrage gestellt und letztlich bekämpft. Das heißt – theologisch gesprochen: Der Mensch lebt nicht mehr im Vertrauen auf seinen Schöpfer, sondern behauptet, er wisse es besser. Er handelt so, als wäre er nicht Geschöpf, sondern Schöpfer; nicht Mensch, sondern Gott. Dieses Verhalten nennt die Bibel Sünde.

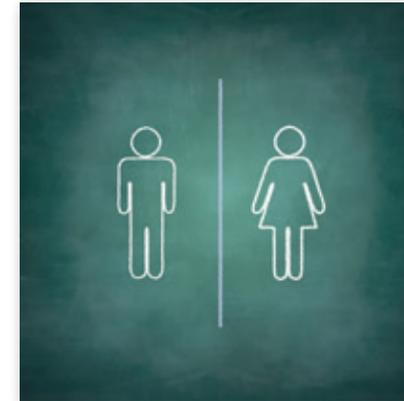
Besonders für junge Menschen sehen wir gravierende Folgen. Junge Menschen brauchen Stabilität, nicht Verunsicherung. Anstatt die Identität junger Menschen zu festigen und ihnen zu helfen, sich im von Gott gegebenen Geschlecht anzunehmen und zu stärken, bewirkt das Gesetz Irritationen

Hier wird Gottes gute Schöpfungsordnung infragegestellt

– und das umso mehr, als die Regelungen vorsehen, dass Vorname und Geschlechtseintrag nach zwölf Monaten erneut geändert werden können.

Zudem befeuert dieses Gesetz menschliche Allmachtsphantasien – so, als ob alles im Leben menschlich machbar, jede Schwierigkeit menschlich lösbar wäre. Der vereinfachte Weg zur „Geschlechtsänderung“, wie er im „Selbstbestimmungsgesetz“ vorgesehen ist, wird dazu führen, dass mancher meint, seine Probleme auf diesem Wege lösen zu können. Doch das ist ein Irrweg. Es gibt viele, die den Schritt zur „Geschlechtsänderung“ anschließend bitter bereuen. Das neue „Selbstbestimmungsgesetz“ gaukelt einen Ausweg vor, der keiner ist.

Weitgehend unbeachtet bleiben auch die Folgen, die eine „Geschlechtsänderung“ mit sich bringt – egal, ob mittels einer Operation, mittels eingenommener Hormone oder auch nur durch die öffentliche Änderung des Vornamens und des äußeren Erscheinungsbildes. Eine Operation stellt einen gravierenden Eingriff in den Körper dar. Funktionierende Organe wegzuooperieren, ist ein Akt der Selbstverstümmelung, der zur Unfruchtbarkeit führt und sich kaum mehr rückgängig machen lässt. Auch die



Einnahme von Hormonen birgt schwerwiegende gesundheitliche Risiken. Ganz zu schweigen von den sozialen Folgen, die eine „Geschlechtsänderung“ mit sich bringt: An der Entscheidung zu so einem Schritt zerbrechen möglicherweise Familien und Freundschaften.

Dieses Gesetz missachtet und bekämpft Gottes gute Schöpfungsordnung. Es ermöglicht, relativ unkompliziert einen Schritt zu tun, dessen Tragweite gerade junge Menschen wohl nicht überblicken und dessen Folgen u.U. nicht mehr rückgängig gemacht werden können.

Als Kirche haben wir dagegen die lebensverändernde Kraft Gottes für unser Leben zu bezeugen. Wir alle – daran hat Bischof Oster in einem Beitrag der Herder Korrespondenz erinnert – erfahren im Glauben, dass wir in uns „selbst nicht ganz heil, nicht ganz authentisch, nicht völlig mit (uns) im Reinen“ sind. Die Annahme von uns selbst wird uns unser ganzes Leben in vielen Lebensbezügen beschäftigen. In diesem Sinn verweisen wir darauf, dass Menschen, die sich zunächst als trans empfunden haben, durch die Begegnung mit Christus ihr zunächst als irritierend empfunden Geschlecht, annehmen konnten. Dies ist wohlgerne kein Rezept, sondern Gnade.



Es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die ‚Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören.‘

Aus den Schmalkaldischen Artikeln von Martin Luther



Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß gereicht werden.

Aus Artikel 7 der Confessio Augustana: „Von der Kirche“



n andern Grund kann niemand legen
außer dem, der gelegt ist, welcher ist
JESUS CHRISTUS

Impressum ABC-Nachrichten 2024.2 (ISSN 2197-9189)

Herausgeber ABC – Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern e.V. www.abc-bayern.de

Verantwortlich Till Roth (1. Vors.)
Dr.-Gustav-Woehrnitz-Weg 6, 97816 Lohr a. Main
Telefon 09352-871611

Redaktion Hans-Joachim Vieweger (2. Vors.)
Kleinhaderner Straße 30b, 80689 München
Telefon 089-7000 9188

Layout Annelie Brinkman, München

Bankverbindung Evangelische Bank
IBAN **DE10 5206 0410 0000 2975 18**

Der ABC arbeitet auf ehrenamtlicher Basis. Alle Kosten, z.B. für diese ABC-Nachrichten, werden aus Spenden und Beiträgen der Mitgliedsgemeinschaften finanziert. Wir freuen uns über Ihre Unterstützung.

Fotonachweis: Fotolia (9,47,48), IDEA/Schneider (3), Pixabay (20,21,48), Unsplash (1,2), Karikatur Thomas Pläßmann (4,23), alle anderen privat oder unbekannt. Sollten wir gegen uns unbekannt gebliebene Bildrechte verstoßen haben, bitten wir um Kontaktaufnahme unter: info@abc-bayern.de.